



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 3, Nr. 7 April 8, 1950

Köln: Bund-Verlag, April 8, 1950

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Aufw^ärt

Fahrt in den Frühling

JUGENDZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES

NR. 7 · JAHRGANG 3

Preis 10 Pfg.

8. APRIL 1950

Jugend vor den Toren, laßt sie nicht allein!

Die Tore der Schulen haben sich in diesen Tagen weit geöffnet und hunderttausende Mädchen und Jungen in einen neuen Abschnitt ihres Lebens hinausgelassen. Viele junge Menschen werden mit einem frohen Seufzer die Schulbank verlassen haben, weil ihnen das Schulleben als eine große Last erschien. In einigen Jahren werden sie finden, daß sie sehr oft die Schule nicht mit dem nötigen Ernst behandelt haben.

Nun treten sie ins Leben. Was erwartet sie? Ein Teil wird in die Lehre gehen, um den gewünschten Beruf zu erlernen. Viele werden als Hilfsarbeiter gehen, weil sie keine Lehrstelle bekamen oder weil der schmale Geldbeutel der Eltern sie zwingt, Geld zu verdienen. Ein sehr großer Teil wird vor den Toren stehen, weil er weder Lehrstelle noch Hilfsarbeit findet. Das ist der Beginn eines neuen, entscheidenden Lebensabschnittes mit Arbeitslosigkeit.

Über die Ursachen der Jugendarbeitslosigkeit ist schon sehr viel gesagt und geschrieben worden, auch über die Maßnahmen zu ihrer Beseitigung. Wir wollen es nicht wiederholen. Fragen müssen wir: Was ist getan? Nach den vorliegenden Unterlagen aus den Gemeinden und Ländern sehr wenig. Stückwerk, oft gut gemeint. Doch im gesamten, vor allem von der Bundesregierung aus, wurde bis heute nichts getan. Noch steht man in Planungen und Überlegungen. Minister Storch hat zwar entscheidende und grundlegende Maßnahmen angekündigt — doch die Jugend steht auf der Straße.

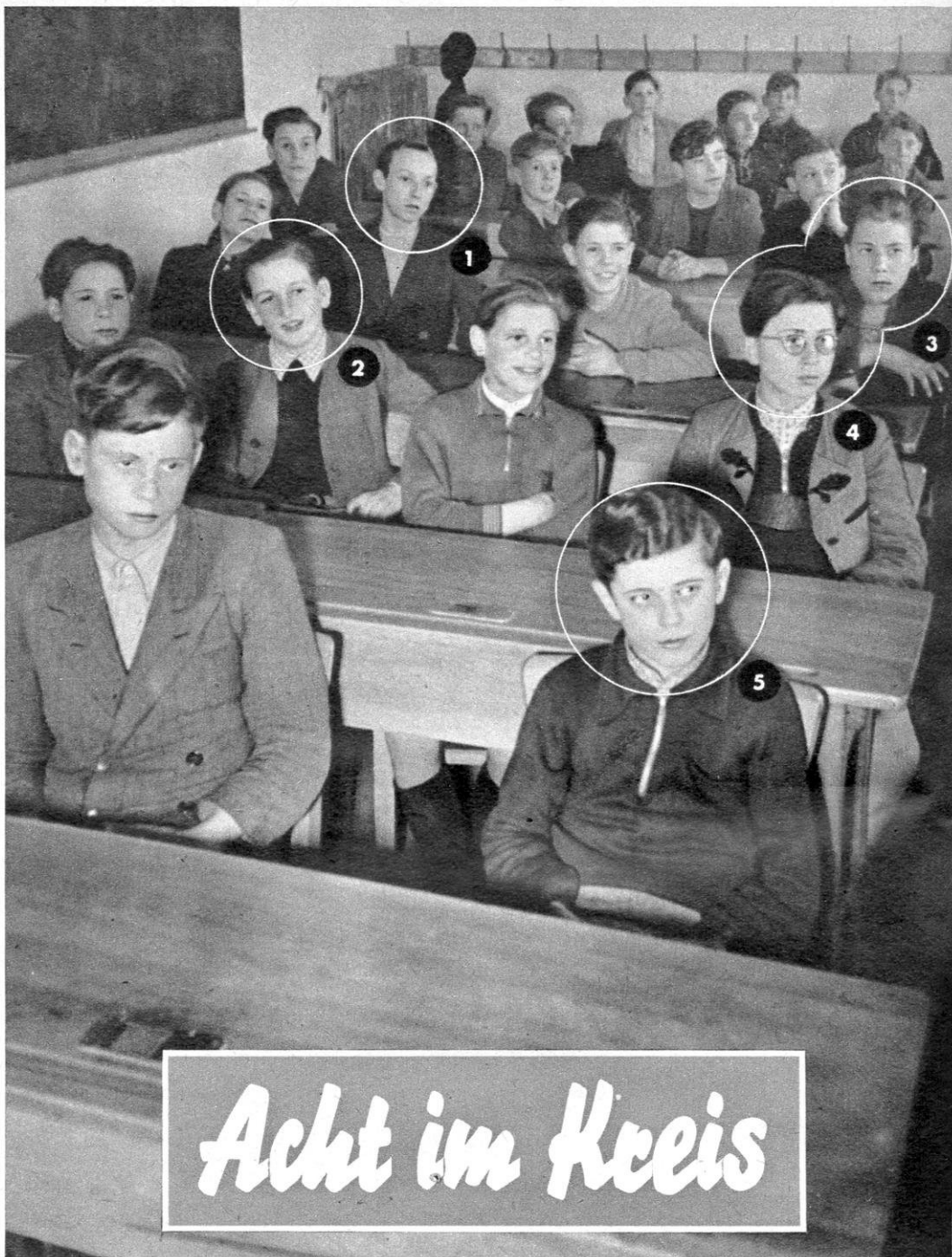
Die Jugend auf der Straße ist in Gefahr. Wer sein Leben mit Arbeitslosigkeit beginnen muß, dem fällt es nach Zeiten des Nichtstuns schwer, wieder eine feste Regel zu finden. Die Folgen, die sich daraus ergeben, kennen wir deutlich. Die arbeitslose Jugend, wenn sie allein steht, kommt ohne ihre Schuld auf den Weg gegen Gesetz und Ordnung.

Der Gewerkschaftsjugend ist hier eine große Aufgabe entstanden. Sie darf die arbeitslose Jugend nicht allein lassen. Sie muß sich mit der Jugend auf der Straße beschäftigen. Darum nehmt sie mit in eure Heimabende, zu den Vorträgen und auf eure Wanderungen. Redet und beschäftigt euch mit diesen jungen Menschen, damit sie fühlen, daß sie nicht allein sind. Damit sie wissen, daß sich jemand um sie kümmert. Nehmt sie in eure Mitte als euresgleichen, trotzdem sie noch nicht in der Gewerkschaft sind.

Diese Aufgabe ist eine Verpflichtung für die schaffende Jugend. Die Arbeitslosen gehören zur Gemeinschaft der Werktätigen.

H. T.

**WER FREUNDE
OHNE FEHLER SUCHT,
BLEIBT OHNE FREUND.**



Eine Schule mitten in der Stadt. In einem Arbeiterviertel. Es ist ganz zufällig diese Schule, weil wir die Absicht hatten, mit jungen Menschen zu sprechen, die in diesem Jahre entlassen werden und in den Beruf kommen. Es hätte ebensogut eine andere Schule in einer anderen Stadt sein können.

Das Gebäude, das wir betreten, ist alt, durch den Krieg zusammengeschlagen und danach wieder notdürftig und behelfsmäßig aufgerichtet. Und gerade die Schüler, die in diesem Jahr entlassen werden, haben sehr fleißig zum Wiederaufbau der Schule beigetragen. Denn wie war es? Als nach dem Krieg wieder mit dem Unterricht begonnen wurde, da waren die Klassenzimmer nur noch Löcher, ohne Fenster und Türen, mit zusammengefallenen Wänden, ohne Dach. Lehrer und Schüler, Mädchen wie Jungen, gingen daran, Ziegelsteine, Dachpappe, Fensterglas zu sammeln. Sitzgelegenheiten und Arbeits-tische mußten herbeigeschafft werden. Mit Handwagen fuhren Schüler und Lehrer durch die zerstörte Stadt, ihre Beute heimbringend. Und dann wurde gearbeitet, und sie sahen alle wie Handwerker aus, schmutzig und verstaubt. Als für neue Regenrinnen Zink gesammelt werden mußte, sammelten die Jungen und Mädchen

innerhalb drei Tagen 65 Zentner Zink. So haben sie ihre Schule wieder hingekriegt, ohne Hilfe der Gemeinde oder anderer amtlicher Stellen. Und das ist etwas, worauf Lehrer und Schüler sehr stolz sind.

Nun werden an dieser Schule 48 Mädchen und 45 Jungen entlassen, nachdem sie achteinhalb Jahre zur Schule gegangen sind. Es gab in dieser Zeit viele freie Tage, Wochen und Monate. Als sie zur Schule kamen, war es mitten im Krieg. Es kamen die Bombennächte mit zerstörten Schulen und Evakuierung. Es kam die Zeit des Zusammenbruches und alles das, was wir zu gut kennen. Rechnen wir die langen Schulpausen zusammen, so wird die Zeit zu Jahren, daß man keine Schule besuchte. Und die versäumte Zeit fehlt jetzt bei der Schulentlassung. Die Leistungen sind unter dem Durchschnitt. Bei den Jungen schlechter als bei den Mädchen. Das ist ein sehr großer Nachteil beim Eintritt in den Beruf.

Doch der eigentliche Zweck unseres Besuches war — wir wollten wissen, wie viele der zur Entlassung Kommenden noch keine Stelle haben. Die Antwort auf diese Frage überraschte uns sehr. Denn es waren nur einige wenige, die noch keine Stelle hatten. Wir hatten es umge-

kehrt erwartet und fragten, wie das kommt. Und — es lag an den Lehrerinnen und Lehrern, die schon seit vielen Monaten dabei waren, Stellen für ihre Schüler zu beschaffen, und es war nur ihren privaten Bemühungen zu danken, daß fast alle Mädchen und Jungen untergebracht sind. Und auch für die letzten werden sie es noch schaffen. Es war keine leichte Aufgabe, und nicht immer konnten die Wünsche der einzelnen erfüllt werden. So standen zum Beispiel dem Rektor drei Stellen als Kupferschmiedelehrling zur Verfügung. Keiner der Schüler wollte diesen Beruf ergreifen. Eines Tages packte sich der Rektor die Jungen und führte sie in das Werk, wo Kupferschmiede an der Arbeit waren. Im Nu waren drei Schüler bereit, diesen Beruf zu ergreifen.

Auch die Mädels sind bis auf zwei untergebracht. Auch hier wurde wie bei den Burschen vorgegangen und jede Möglichkeit, den Kindern Stellen zu vermitteln, ausgenutzt. Es muß noch gesagt werden, daß sich die Schülerinnen untereinander auf Möglichkeiten aufmerksam machten. 14 der 48 Mädels werden Verkäuferin. Die anderen bleiben in den sonst üblichen Berufen. Bedauerlicherweise sind einige Jungen und Mädels nicht in der Lage, eine Lehrstelle anzunehmen, da die Eltern wollen, daß sie sofort Geld verdienen und die häusliche Not mildern helfen. Sowenig Verantwortungsbewußt solche Entscheidungen der Eltern sind, so stehen dem die großen Nöte dieser Zeit gegenüber. Aus der Schar der 48 Mädchen und 45 Jungen haben wir acht herausgenommen, die wir in etwa einem halben Jahr an ihrem Arbeitsplatz oder daheim besuchen wollen.

1 Willi. Er hat sich einen Beruf gesucht, der selten ist. Oder wer von euch wußte, daß man Hutmacher werden kann. Willi ist von selbst darauf gekommen, diesen seltenen Beruf zu ergreifen und wird nach der Schulentlassung Hutmacherlehrling.

2 Heinrich. Auch er ergreift einen Beruf, der weniger bekannt ist. Heinrich wird Chemigraph. Für ihn war es verhältnismäßig leicht, eine Lehrstelle zu bekommen, da sein Vater in einem graphischen Betrieb arbeitet. So lag es nahe, Heinrich einen Beruf erlernen zu lassen, der gute Fortbildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten hat.

3 Manfred. Sein Wunsch ist, Zahntechniker zu werden. Doch hat er bis heute keine Lehrstelle. Da sein Vater tot ist, waren die Lehrer bemüht, ihn in einem anderen Beruf unterzubringen. Manfred bleibt aber bei seinem Wunsch, so daß er nach der Schulentlassung ohne Arbeit sein wird.

4 Josef. Er wollte Schreiner werden. Davon hat man ihm abgeraten, da er eine Brille tragen muß. Nun möchte er Buchdrucker werden, kann aber keine Lehrstelle finden. Wenn es ihm nicht gelingt, eine Lehrstelle als Buchdrucker zu finden, dann will er doch Schreiner werden.

5 Gerhard. Das ist einer von den dreien aus der Klasse, der Kupferschmied wird. Erst hatte er andere Wünsche, aber nachdem er die Kupferschmiede im Betrieb an der Arbeit gesehen hat, ist er gern bereit, diesen Beruf zu ergreifen.

6 Marga. Eines von den 48 Mädeln der Mädchenklasse. Ein sehr geschicktes und fleißiges Mädchen. Es geht in einen sehr großen Betrieb als Weißnäherin. Es verspricht sich viel von dieser Tätigkeit.

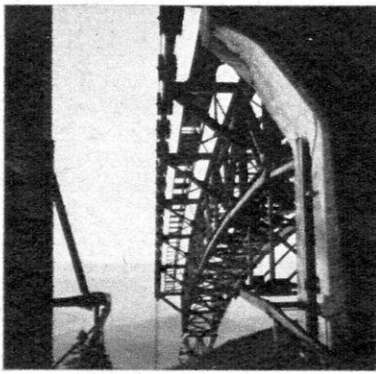
7 Lotte. Bei ihr geht es nicht nach Wunsch. Verkäuferin wollte sie werden, aber sie kann nicht in die Lehre gehen, da die häuslichen Verhältnisse sie zwingen, Geld zu verdienen. Um die Not der Familie lindern zu helfen, muß Lotte nun in die Fabrik als Arbeiterin.

8 Rita. Ein Mädchen, das sehr schöne Zeichnungen macht und dessen Wunsch es ist, Modezeichnerin zu werden. Jetzt geht es zuerst in die Lehre als Schneiderin. Um später mit handwerklichem Wissen an die größere Aufgabe heranzugehen.

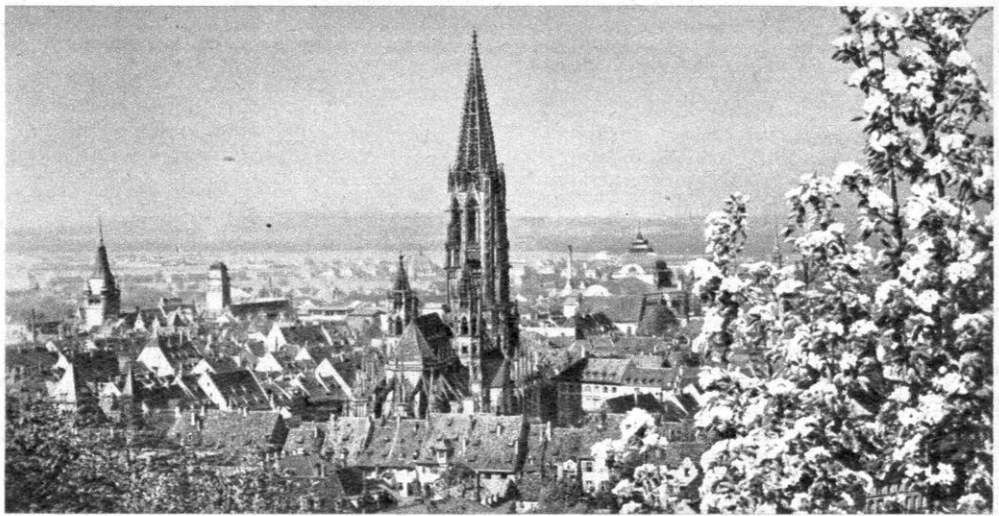
In einigen Monaten werden wir nochmals über diese acht jungen Menschen sprechen.

H. T.





Im vorigen „Aufwärts“ zeigten wir euch dieses Bild. Lest heute die Reportage über die Drahtseilbahn auf dem „Schauinsland“ im Schwarzwald.

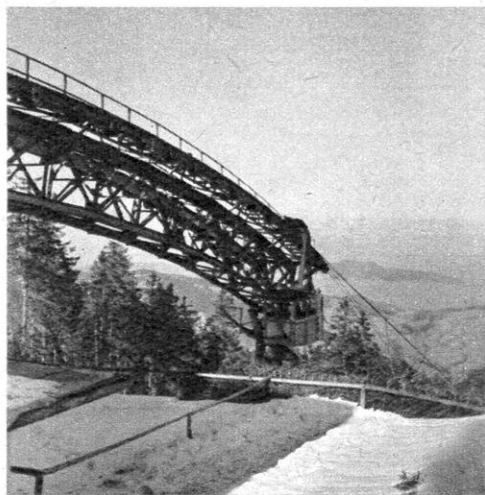


In Freiburg blühen die Bäume, und zur gleichen Zeit fährt man aber noch im Schwarzwald Ski.

Fotos: Archiv

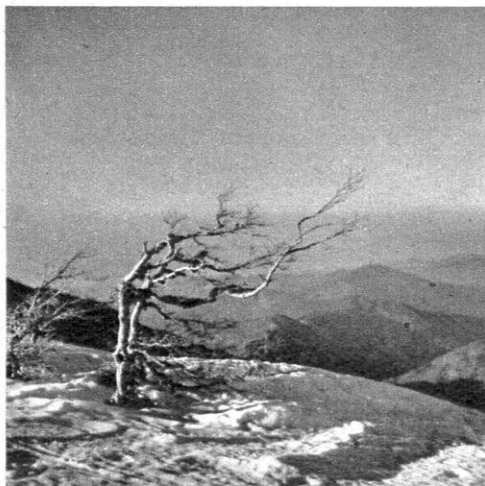


Das Pendel zwischen Frühling und Winter. Auf- und Absteigen während der Fahrt verboten!



Vor der Bergstation. Das Auflaufwerk der Drahtseilbahn auf dem „Schauinsland“ im Schwarzwald.

Hier oben denkt man nicht mehr an den Frühling. Bretter anschnallen und dann: Ski-Heil!



In 39 Minuten vom FRÜHLING in den WINTER

Im allgemeinen ist es umgekehrt: Aus dem Winter kommt man in den Frühling. Ich habe es diesmal anders herum erlebt. Man glaubt mir nicht? Ich habe es zuerst auch nicht geglaubt.

Es war in der vorigen Woche. Ich machte auf einer Reise einen Abstecher nach Freiburg. Mein Freund Barnabas ist kürzlich dahin gezogen. An einem herrlichen Frühlingmorgen kam ich an. Die Sonne schien so warm, daß ich im Zug schon meinen Pullover auszog. Die Bäume blühten, und die Sträucher waren über Nacht grün geworden. Am Dreisamufer lagen Mädchen in bunten Kleidern und sonnten sich. Zwei ganz verwegene stiegen schon mit den Füßen ins Wasser. Über allem stand der blaue Himmel.

Baden oder Skifahren?

Während des Mittagessens sagte Barnabas: „Sollen wir heute nachmittag mit den Skiern losgehen?“ — „Wie bitte?“ fragte ich, weil ich dachte, er wollte mich veräppeln. „Ich meine, ob wir heute nachmittag mit den Skiern weg wollen?“ wiederholte er. Ich dachte an die warme Sonne, die grünen Sträucher, die Blütenbäume und die Mädchen an der Dreisam... „Du willst mich wohl auf den Arm nehmen? Kannst du gar nicht!“ Und ich löffelte meine Suppe. „Hör zu“, sagte Barnabas, „auf dem „Schauinsland“ liegt noch 15 cm Schnee. Gute Sportmöglichkeiten, hat der Mann im Wetterbericht gesagt. In einer halben Stunde können wir oben sein. — Wir können aber auch etwas anderes tun.“

Barnabas pumpete mir eine Skihose. Ich nahm meinen Kommißpullover unter den Arm. Mit den Skiern auf den Schultern gingen wir unter Blütenbäumen zur Straßenbahn. Da standen noch mehr Leute mit Skiern. Es scheint doch was Wahres dran zu sein, dachte ich, dann kam die Straßenbahn. Es ging alles sehr rasch. In knapp zehn Minuten waren wir an der Endstation. Dort stand ein Omnibus, der uns zur Talstation der Schauinslandbahn brachte. Zehn Minuten später saßen wir in einer Kabine dieser Bahn und sahen nach oben. Auf dem Gipfel leuchtete der Schnee. „In genau 16 Minuten sind wir oben.“

Aussteigen verboten!

Da ging ein Ruck durch die Kabine der Seilbahn, und wir schwebten zur Station

hinaus. „476 m ü. M.“, stand auf einem Schild. „Nun fahren wir noch 743 m höher“, erklärte Barnabas klug. „Die Bergstation liegt 1219 m hoch. Die Strecke von 3,6 km schaffen wir — wie gesagt — in 16 Minuten; das sind 4 m je Sekunde. Außerdem steigen wir auch noch 75 cm in der Sekunde.“ Die Kabine kletterte höher und höher: Tief unter uns das Asphaltband einer Straße. „Die Schauinsland-Rennstrecke“, sagte Barnabas. „Über 100 Kurven! Die Spezialität des alten Stuck!“ — „Ganz nette Höhe hier“, sagte ich. „60 Meter“, schaltete sich der Schaffner wie ein Museumswärter ein. „Wenn hier einmal eine Kabine abstürzt...“, sagte ich halblaut. Der Schaffner lachte: „Im Juni dieses Jahres fährt die Bahn 20 Jahre. Es ist nie etwas passiert. Das dicke Seil dort, das ist das Trageeil. 75 Millimeter stark! 250 t Bruchlast! Das hält schon was aus. Die beiden dünnen Seile sind die Zugseile: Jedes ist 24 Millimeter stark. 86 t Bruchlast! Trotzdem fährt jeden Morgen, bevor der Betrieb aufgenommen wird, eine Kabine die Strecke ab und überprüft die Seile. Dasselbe geschieht alle vier Wochen gründlich durch eine Spezialkabine.“ Ich gab mich nicht zufrieden: „Und wenn doch einmal etwas passiert?“ — Der Schaffner darauf: „Es kann höchstens einmal ein Schaden im Fahrwerk eintreten. Ein Druck auf den Knopf bringt die Anlage zum Stehen.“ — „Und dann?“ — „Dann muß ich aussteigen und den Schaden beseitigen“, erklärte der Schaffner und lachte selber über den Witz, den er wahrscheinlich schon zum 2364. Male den Fahrgästen erzählt hatte. „Im größten Notfall können die Fahrgäste im Rettungssack mit der elektrischen Seilwinde herabgelassen werden.“ Er deutete auf eine Klappe im Boden. Eine junge Dame sagte „Hu!“

Einmalig

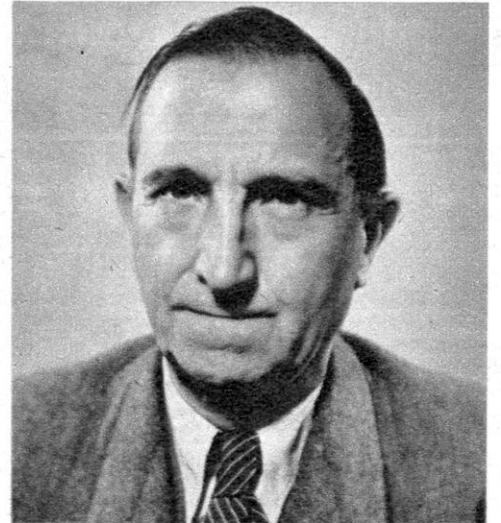
Inzwischen näherten wir uns der Mittelstation. Der Schaffner telefonierte. Ich fragte, was das zu bedeuten habe. „Die ganze Anlage wird von der Maschinenstation aus gelenkt. Wenn ich also fahren oder anhalten will, muß ich mich mit dem Maschinisten verständigen.“ An der Mittelstation hielten wir. Einige Holzfäller stiegen aus. Der letzte spuckte seinen Priem in den Wagen. „Sie Schwein“, zischte der Schaffner. „So ein Rüpel“, sagte die junge Dame und visierte ihre Nylons.

Ein Bonze hat 7 Vorzimmer

Um zu ihm zu gelangen, muß man mit sieben giftigen Drachen kämpfen. Dann erst erfährt man die Gnade, von einem empfangen zu werden, der sich hinter seinem Mammutschreibtisch wie ein Halbgott gebärdet. — Ich habe die Erfahrung gemacht: die meisten, die „oben“ sitzen, kommen sich kostbar vor. Ihr Nimbus wird durch Unnahbarkeit erhalten. Sie vermeiden den Umgang mit dem niederen Pöbel.

Heute erfuhr ich, daß Matthias Föcher, der 2. Vorsitzende des DGB, am 1. April 40 Jahre hauptamtlich in der Gewerkschaftsbewegung tätig war. Ich kenne ihn noch nicht lange. Als ich ihn damals besuchen mußte, kannte ich nur seinen Namen und seine Stellung. Ich war auf einen Bonzen gefaßt: fett und arrogant. (Man verzeihe mir, ich war damals noch nicht organisiert.) Schon sein Vorzimmermädchen enttäuschte mich. Es fragte mich nicht aus und untersuchte mich auch nicht nach Schußwaffen. Es bot mir einen Stuhl an und sagte: „Kollege Föcher hat gerade Besuch, warten Sie einen Moment.“ Ich wartete und wollte mir eine Zigarette anstecken, hatte aber kein Feuer; das Mädchen auch nicht. Damals fand ich es shocking, daß sie sich ins Heiligtum wagte, um sich bei Matthias Föcher das Feuerzeug zu pumpen. Bonzen wären wild geworden und hätten gebökt. — Nach zwei Minuten saß ich dem 2. Vorsitzenden des DGB gegenüber. Er war weder fett noch arrogant. Ein hagerer Mann mit rheinischem Zungenschlag.

Was ich hier erzähle, ist belanglos und wirft ein bezeichnendes Licht auf meine gewerkschaftliche Unerfahrenheit. Aber ich weiß noch genau, daß Föcher mir schon damals sympathisch war.



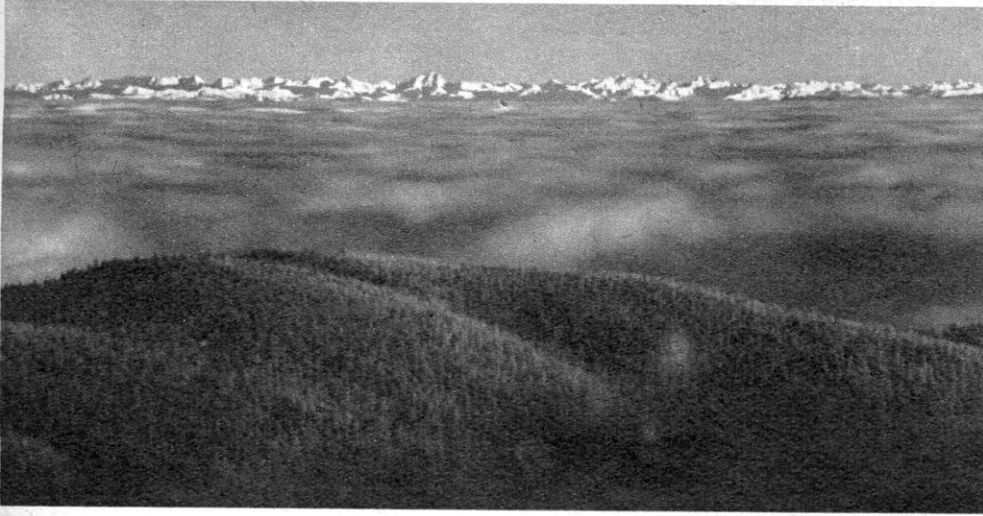
Die Gewerkschaften hatten neben Böckler einen Mann an ihre Spitze gestellt, der seine Herkunft nicht verleugnet. Er war Arbeiter und ist es geblieben. Man kann zu ihm „Kollege“ sagen, ohne das Gefühl zu haben, mit einer proletarischen Titulatur zu floskeln. Intellektuelle Arbeiterführer sind nicht überzeugend, wenn sie dem kleinen Mann beweisen wollen, wie gut sie es mit ihm meinen. Ihnen ist ein Teil der Schuld zu geben, daß der soziale Kampf des Arbeitnehmers unwirksam wird, wenn sie nur mit dem Verstand Dialektiker sind, mit dem Herzen aber einer Welt angehören, die sich nicht mit der des Arbeiters identifizieren läßt.

Das sollte eine Sorge der Gewerkschaftsbewegung sein, führende Männer zu wählen, die „aus dem Volke“ kommen, die mit dem Schwung und der Leidenschaft für gewerkschaftliche Forderungen eintreten wie der Arbeiter, der Ausbeutung und Rechtlosigkeit am eigenen Leibe zu spüren bekommt.

Matthias Föcher, Sohn eines Schlossers, war selber Maschinen- und Werkzeugschlosser. Sein Weg ging über den Christlichen Metallarbeiter-Verband. 1910 wurde er für die Arbeiten der Gewerkschaftsbewegung freigestellt. Das war vor 40 Jahren. Dazwischen liegen 12 Jahre Nazismus, in denen Föcher von der Polizei bespitzelt und verhört wurde.

Man soll es einmal aussprechen: Wir haben Gewerkschaftsführer, die nicht hinter dem Schreibtisch gezüchtet wurden, sie sind keine Bürokraten, sie standen im Kampf der jungen Bewegung, sie waren die Geächteten der 12 Jahre. Die Notwendigkeit gewerkschaftlicher Arbeit trieb sie an!

Das Unerwartete geschah nach dem Zusammenbruch des Naziregimes: Sozis und Christen fanden sich trotz Parteigezänk in der Einheitsgewerkschaft. Ein Fall ohne Beispiel in der Geschichte! — Der sozialistische Böckler und der christliche Föcher sind Freunde. Sie vertrauen einander, sie kämpfen miteinander. Sie sollten uns Vorbild sein, wenn wir parteipolitisch entgleisen. Jugend, Frauen, Schulung und Bildung sind die Referate des Kollegen Föcher im Bundesvorstand. Jeder Bürokrat kann Referent sein. Föcher ist Kollege. F.



Mit dem Teleobjektiv ganz nah herangeholt: am Horizont die schneebedeckten Gipfel der Alpen.

Zur gleichen Zeit hielt gegenüber eine abwärtsfahrende Kabine. „Muß auch immer so ein Kasten runter, wenn einer rauf fährt?“ fragte ich den Schaffner. „Nein. Jede Kabine“, er betonte das Wort scharf, „ist vollkommen unabhängig. Dadurch unterscheidet sich die Schaulandsbahn von allen anderen Schwebebahnen. Die haben Pendelverkehr: Eine Kabine hängt oben, die andere unten. Und wenn die obere abwärts fährt, zieht sie die untere herauf. Bei unserem Umlaufsystem — übrigens einmalig in Deutschland — können im Sicherheitsabstand von 900 m beliebig viele Kabinen an die Zugseile angeschlossen werden. Dadurch wird ein Fünf-Minuten-Verkehr ermöglicht. Jede Kabine faßt 22 Personen. So können in einer Stunde bis zu 600 Menschen befördert werden. Am letzten Sonntag waren

es 2700!“ Rasch näherten wir uns der Bergstation. Der Schaffner griff zum Telefon.

Schneefelder blinken

Barnabas hatte recht behalten: In genau 16 Minuten standen wir vor der Bergstation und schnallten uns die Skier an. Und insgesamt hatte die Fahrt vom blühenden Dreisamufer in die winterliche Bergwelt 39 Minuten gedauert. Ein wenig später hatten wir mit den Skiern auch die letzten 70 Meter zum Gipfel des Schaulands geschafft. Tief unter uns lag Freiburg mit seinem Münster und den vielen roten Dächern. Dahinter breitete sich die Rheinebene aus. Wir sahen das silberne Band des Rheines und die Vogesen. Im Süden aber noch ein schöneres Bild: Die schneebedeckten Gipfel der Alpen.

Text: Stuckmann, Fotos: Archiv

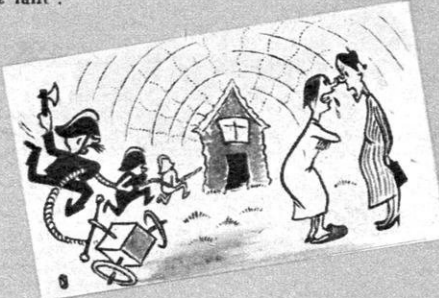


Parfümiertes Eis

Als Frau Kathleen James in ihrer Wohnung in Cardiff mit Näharbeiten beschäftigt war, hörte sie plötzlich ein Krachen im Nebenzimmer. Sie lief hin und fand auf dem Teppich ein großes Stück Eis, das das Dach durchschlagen hatte. Das Eis war parfümiert. Frau James rief die Polizei. Ein Schutzmann kam, roch an dem Eis und trug es in ein physikalisches Institut, wo es untersucht wurde. Die Wissenschaftler berieten einige Zeit und kamen zu folgendem Schluß: Ein Transatlantikflugzeug, das in London landen sollte, war zu jener Zeit über Cardiff hinweggeflogen. Die Passagiere wuschen sich in der Toilette. Wegen der starken Kälte in den großen Höhen war der Abfluß am Bordrand der Maschine vereist. Ein Block brach aus dem Abflußrohr heraus und fiel in die Wohnung der Frau James. Der Parfümgeruch war darauf zurückzuführen, daß die Fluggäste sich mit parfümierter Seife gewaschen hatten.

Bratpfannen-Sirene

Flötenkessel sind uns nichts Neues mehr, aber die „West-Band-Aluminium Co.“ in West-Band (USA) hat nun eine Bratpfanne auf den Markt geworfen, die einen eingebauten Thermostat hat, mit dem sie die erreichte Brattemperatur anzeigt. Angebrannte Beefsteaks gibt es von nun an selbst dann nicht mehr, wenn Frau Smith für einen ganz kurzen Schwatz herübergekommen ist, denn nach der Aussage von Augenzeugen soll bei Überhitzung ein lautes Pfeifen ertönen, so daß „in der Umgebung von 1 km alles auf Kreuz fällt“.



Hart gelötet

Ich habe mich mittlerweile überzeugen lassen, daß die größten Erfindungen der Welt jenseits des Eisernen Vorhanges gemacht wurden, gemacht werden und gemacht werden werden. So wundert es mich auch gar nicht, daß es die „Sowjet-AG.“ in Suhl war, die eine weltbewegende Erfindung auf dem Gebiete des Fahrradbaues gemacht hat. Fahrradrahmen werden nämlich dort nicht mehr geschweißt, sondern hart gelötet, wodurch 50 v. H. Rundmessing und DM 10 000.— Ost je Jahr eingespart werden. — Das einzige, was ich nur wissen möchte, ist, warum unsere Fahrradindustrie vor 30 Jahren eben das Hartlöten zugunsten des viel billigeren Schweißens aufgegeben hat, wobei allerdings nur 100 v. H. Messing eingespart wurde.



SCHALTER 7

Einzahlungen - Telegramme
Postwertzeichen - Wertbriefe



Mit einem freundlichen Lächeln nimmt die Beamtin unsere Wünsche entgegen. Von den rund 220 000 bei der Deutschen Post Beschäftigten sind 52 500, also fast ein Viertel, Frauen.

Foto: Dick

Eigentlich hatte ich ihn mir ganz anders vorgestellt, den berühmten „Schritt ins Leben“. Die Welt sah genau so aus wie immer, die „3“ in Handschrift in meinem Schulabgangszeugnis unterschied sich in nichts von ihren Vorgängerinnen, und selbst der väterlich-düstere Stoßseufzer „was aus dir nur werden soll“ war mir schon so vertraut, daß mir gar nicht zum Bewußtsein kam, wie bedrohlich nah das „Werden-sollen“ nun gerückt war.

Erst als ich an einem der nächsten Tage in einem Vorzimmer warten mußte, machte sich das „neue Leben“ mit einem ziemlich komischen Gefühl zwischen Herz und Magen bemerkbar.

„Sie sprechen Französisch?“ sagte der Chef der Handelsfirma und blickte mit freundlichem Wohlwollen auf die Eins in Französisch in meinem Zeugnis. Zaghaft nickte ich mit dem Kopf. Dabei huschte durch meine Gedanken die zierliche Gestalt unserer französischen Sprachlehrerin, deren Schwäche für Veilchen nicht ganz ohne Einfluß auf die Zensur in meinem Zeugnis geblieben war. Doch dies Bild wurde schnell verdrängt von der strengen Stimme unserer englischen Miß, die mir mahnend zurief: „Sie sind außerordentlich begabt, aber sehr, sehr faul...“

„Mon Dieu“, entrang sich mir ein echt französischer Stoßseufzer. Aber er half nicht viel. Mein Gegenüber bat mich mit freundlicher Geste, gleichsam als kleine, unumgängliche Formalität, einen kurzen französischen Brief ins Deutsche zu übersetzen. Was nun? „Hier kann nur noch Frechheit helfen“, dachte ich und rasselte rasend schnell in elegantestem Französisch den Text herunter. Aber das Unheil ließ sich nicht aufhalten. Abwartend schaute mein zukünftiger Brotherr mit etwas spöttischer und, wie mir schien, sogar mißbilligender Miene zu mir herüber. Mir wurde brennend heiß, und mein Gesicht bedeckte sich mit verdächtiger Röte. Wie aus weiter Ferne hörte ich sagen: „Kleines Fräulein, ich bin überzeugt, daß aus Ihnen etwas wird, aber ich brauche jemanden, der schon etwas ist.“ — So endete meine Laufbahn als Handelskorrespondentin, ehe sie begann.

Einige Zeit später saß ich wieder einem würdigen weißhaarigen Herrn gegenüber. „Sie sind 18 Jahre alt. Gut, gut!“ sagte er und wiegte dabei seinen Kopf bedächtig hin und her. „Sind Sie sicher und gewandt?“ ging die Vernehmung weiter. Sicher und gewandt? Hm! Wie man's nimmt. Mir fiel die französische Übersetzung ein... Auf jeden Fall sagte ich laut und begeistert „Ja“. Aber wahrscheinlich war der nette

alte Herr ein guter Menschenkenner und hatte das Zögern in meiner Antwort längst gemerkt. Interessiert schaute er auf meine Fingerspitzen und stellte die seltsame Frage: „Pflegen Sie sich gern?“ Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich meine leicht gelackten Fingernägel hätte verstecken können. Das war nur meine Freundin Gerda schuld, die gesagt hatte, daß die Herren Chefs so etwas lieben. Vielleicht stimmte das gar nicht, und sicher verdarben mir die gelackten Fingernägel jetzt die Bürostelle in der großen Schokoladenfabrik... Aber es waren nicht die Fingernägel. Nach einigen weiteren seltsamen Fragen stellte sich heraus, daß man gar keine Bürokräft, sondern einen Verkaufslernling suchte, und das Ganze war ein Mißverständnis.

Als ich langsam die Treppe des großen Warenhauses hinunterging, seufzte ich etwas hoffnungslos, genau wie mein Papa: „... was aus dir nur werden soll?“

„Du wirst Lehrerin“, beschloß die väterliche Autorität nun kurz und bündig nach meinen mißglückten Eigenversuchen, das Leben anzupacken. O weh, wie sollte ich meinen Eltern, die mich schon als Studienrätin sahen, begreiflich machen, daß ich nur den Wunsch hatte, endlich Geld zu verdienen? Nun sollte ich wieder jahrelang in die Schulräume zurück, wo draußen doch die kaum erspähete neue Welt so herrlich lockte! Niemals! Nur scheinbar fügte ich mich. Ingeheim suchte ich fieberhaft nach einem Weg, möglichst bald wieder loszukommen. Immerhin dauerte es fast zwei Monate, bis ich meinem Vater erklären konnte: „Morgen soll ich mich bei der Post vorstellen.“ „Ja, bist du denn ganz des Teufels?“ rief er verzweifelt ob der neuen Sorge, die ihm die Berufsausbildung seiner Tochter bereitete. „Das kommt gar nicht in Frage“, sagte er streng und entschlossen; aber welcher Vater kann auf die Dauer den Wünschen einer erwachsenen Tochter widerstehen? Ausschlaggebend war ein letzter sanft-kluger Hinweis auf die Beamtentradition in unserer Familie, und zögernd wurde der väterliche Segen erteilt.

Was soll ich noch erzählen? Ich wurde also ehrbare Postbeamtin. Mein Entschluß hat mich noch nicht gereut. Ich bilde mir ein, um einen landesüblichen Ausdruck zu gebrauchen, ich bin ein ganz gutes Postpferd geworden. Aber das würde den Kern der Dinge nicht erfassen, denn ich laufe nicht nur im Trott mit, sondern ich habe an meinem Beruf ehrliche Freude. Hella Bayer

Mütter müssen so sein

Bruno steht vor dem Spiegel und betrachtet sich wohlgefällig. Er ist fertig angezogen zum Ausgang. Da tritt seine Mutter ins Zimmer, wirft einen einzigen, allesumfassenden Blick auf ihren Sohn und schüttelt mißbilligend den Kopf: „Aber Bruno, mit dem Strick um den Hals kannst du dich unmöglich vor Inge sehen lassen!“ Ehe er noch protestieren kann, hat Mutter bereits den „Strick“, die Krawatte, gelöst, neu zu einem kunstvollen Knoten geschlungen und betrachtet befriedigt ihr Werk. Sie zupft ihrem Sohn den Mantel zurecht und schiebt ihn aus der Tür: „Nun mach schon, daß du fortkommst. Ein junger Mann darf seine Verlobte nicht warten lassen.“

„Ich gehe ja schon. Also, auf Wiedersehen, Mutter.“

„Auf Wiedersehen, Bruno. Hast du auch nichts vergessen?“

„Nein, Mutter.“

Bruno schickt sich an, die vier Treppen des Hauses hinunterzusteigen. Am Ende der

ersten Treppe angelangt, sieht er, wie Mutter sich über das Geländer beugt: „Hast du auch die Theaterkarten für Inge und dich?“ „Ja, Mutter, die habe ich.“

Als Bruno die zweite Treppe erreicht, erschallt wieder die vertraute Stimme von oben: „Bruno, vergiß nicht, Inge und ihre Eltern zum nächsten Sonntag einzuladen, hörst du?“

„Ich höre, Mutter. Wird bestellt.“

Bruno hat eben den Fuß auf die dritte Treppe gesetzt, als wieder von oben, diesmal schon mit merklicher Lautverstärkung, Mutters Stimme ertönt: „Bruno, hast du auch die Blumen für Inge? Du darfst sie aber nicht drücken.“

„Ich darf Inge nicht drücken? Warum nicht?“ „Die Blumen, Bruno, die Blumen!“

Bruno verspricht hoch und heilig, die Gefühle der Blumen zu achten, und betritt den Hausflur, da zuckt sein Fuß zurück, denn beschwörend klingt es durch den Lichtschacht: „Bruno, hast du auch ein Taschentuch bei dir?“

„Nein, Mutter, ich nehme den Ärmel!“

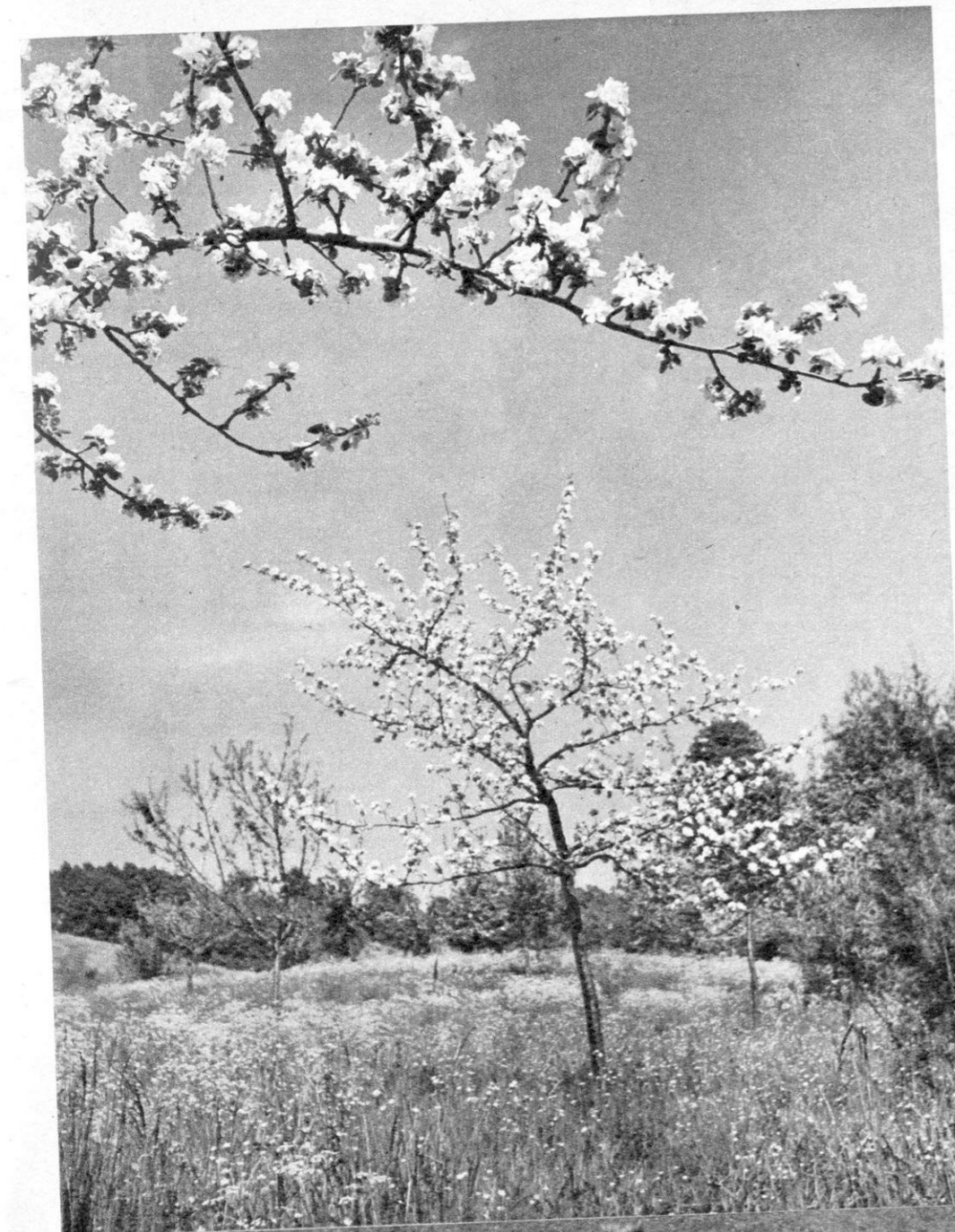
Das ganze Haus hat mit Befriedigung davon Kenntnis genommen, daß Bruno im Begriff steht, seine Verlobte aufzusuchen und mit ihr ins Theater zu gehen. Ebenso, daß er ihr Blumen mitbringt. Auch die Einladung zum nächsten Sonntag findet schweigende Billigung. Nur die Sache mit dem Taschentuch ist noch nicht ganz geklärt.

Bruno will gerade die Straße überqueren, da wird im vierten Stockwerk das Fenster aufgerissen: „Bruno! — Bruno! Willst du nicht den Schirm mitnehmen? Es sieht nach Regen aus.“

Mit einer großartig gelassenen Handbewegung lehnt Bruno dies eines Mannes unwürdige Ansinnen ab. An der nächsten Straßenecke bleibt er stehen, und während ein spitzbübisches Grinsen über seine Züge huscht, zieht er aus der Manteltasche ein weißes Taschentuch und winkt. Das ganze Haus atmet erleichtert auf. Bruno hat ein Taschentuch! Und Mutter? Ja, Mutter, die hinter der Gardine verborgen stand, lehnt sich weit hinaus und winkt zurück, so lange, bis der Sohn ihren Blicken entschwindet. Dann schließt sie leise mit einem verträumten, gütigen Lächeln das Fenster.

Ja, so sind die Mütter — Gott sei Dank!

W. Specht



BLÜTEN VERZAUBERN

Die Winterszeit ist wieder einmal vorüber. Die Tage werden heller und wärmer, und die Menschen atmen auf, daß die Zeit der Kälte und des langen Dunkels hinter ihnen liegt. Mit dem Wärmerwerden der Tage und dem Grünen und Blühen im Land schöpfen sie neue Hoffnung, und vieles wird ihnen leichter. Die alten Leutchen sitzen in den Anlagen und vor den Türen in dem wärmenden Licht der Frühlingssonne. Die Kinder beleben die Straßen und Plätze mit ihren Spielen. Alles drängt aus den engen Wohnräumen, aus den Bunkern und Baracken hinaus. Der Frühling ist die Zeit, die die Not und das Elend des Winters in einem milderen Licht erscheinen läßt. Die Last ihrer Not scheint ihnen nicht mehr ganz so schwer. Die Sonne macht es ihnen leichter. Und doch ist in Wirklichkeit alles beim alten geblieben. Die Menschen ohne Arbeit, ohne Wohnung. Flüchtlinge ziehen noch immer durch die Landschaften. Schon laufen die ersten Kinder barfuß im wärmenden Sonnenlicht, damit die Schuhe gespart werden. Ja, ein paar Arbeitslose weniger, ein wenig wird neu gebaut. Im Licht der Sonne und im Blühen der Natur sieht das hoffnungsvoll aus. Aber — blickt genau hin, durch den Zauber der Blüten hindurch.



Fotos: Felten (2), Kirchner (1), Claasen (1), dpa (1), Archiv (1)



Rista Mäkelä

Der Junge sah mich mit einem langen und zögernden Blick an, als ich ihn nach seinem Namen fragte. Sein Gesicht spiegelte Trotz und Verwunderung zugleich. Ohne auf meine Frage zu antworten, befestigte er einen fetten Regenwurm an seinem Angelhaken, spuckte auf den Köder und warf die Schnur weit hinaus ins Wasser. Dann wendete er nachlässig den Kopf und sagte wie ein Alter: „Na, wollen mal sehen, wer von uns beiden lacht, du oder ich?“ Darauf richtete er seine Blicke in aller Gemütsruhe auf den Schwimmer, der auf den Wellen auf und nieder schaukelte, und fuhr ärgerlich fort: „Die schnappen danach, aber keiner beißt an. Entweder ist es ein Stichling oder es ist eine Plötze. Beides solche Biester, machen einem nur Ärger. — Na? Pssst! Ruhe jetzt!“ Gespannt folgte er den Bewegungen des Schwimmers, als ob sein Leben an der Angel hinge, reckte seinen hageren Körper nach vorn und wartete. Dann riß er die Schnur aus dem Wasser und knurrte: „Satan! Jetzt hat er doch wieder den Köder abgebissen. Verdammter Partisane!“ Er nahm den Haken in die Hand und sagte mit der Miene eines Fachmannes: „Na, hab' ich's nicht gesagt? Es war so'n Stichling. Ein Barsch macht das nicht. Der frißt oder er frißt nicht!“ „Laß doch den Haken ein bißchen tiefer runter“, schlug ich vor und setzte mich neben ihn. Er sah mich verächtlich von der Seite an, als wollte er sagen: Du kannst mir doch nichts vormachen, und knurrte dann: „Ha, tiefer runterlassen, wenn es nur ein und ein halbes Meter tief ist. Ist doch so idiotisch flach hier!“ Er lachte kurz und höhnisch auf und steckte einen neuen Wurm an seinen Angelhaken. Wie um mich zu trösten, warf er diesmal die Schnur ein halbes Meter weiter und begann wieder geduldig zu warten wie ein alter Angler. Am Hafenkai herrschte Sonntagsruhe. Die Herbstsonne wärmte behaglich, und in der Ferne verschwand mit eintönigem Tucktuck ein brauner Kutter. Der Junge beobachtete mich verstohlen von der Seite. Meine Gesellschaft schien ihm



nicht gerade recht zu sein. Er konnte ja nicht ahnen, daß auch ich ein leidenschaftlicher Angler war. Ich war genau so voller Spannung wie er. Und doch schien ihn meine Nähe zu verdrießen. Er war ungefähr vierzehn Jahre alt, ein bißchen zerlumpt, aber keineswegs verkommen. Aus seinem Gesicht sprachen die düstere, bleiche Farbe des Stadtlebens und die unbewußte Bitterkeit einer harten Jugend. Wir saßen nebeneinander auf der Brücke und untersuchten den Schwimmer. „Das ist ein schlechter Angelplatz hier“, sagte ich nach einer Weile. „Warum?“ fragte der Junge kurz angebunden und spuckte dabei ins Wasser. — „Es beißt ja keiner an!“ Er warf mir einen hoffnungslosen Blick zu und sagte: „Wenn Sie das so mächtig ärgert, warum nutzen Sie denn überhaupt hier die ganze Zeit ihren Hintern ab? Der Fisch beißt oder er läßt es bleiben. Es ist am besten, wenn man wartet und sich still verhält. Lange Reden nutzen nichts!“ Eine so unverschämte Antwort hatte ich nicht erwartet. Und doch freute ich mich über seinen Mut und seine Schlagfertigkeit. Er war seiner selbst sicher, in sich gekehrt und frühzeitig verhärtet. Er bat um nichts und gab auch nichts! Aber in seinen Blicken lag doch etwas Gutes und Anziehendes. Aus ihnen sprachen Elternlosigkeit und vielleicht der Wunsch nach Behütetheit und Liebe. Ich dachte an meine eigene trostlose Jugend und nahm ein paar Äpfel aus meiner Tasche. Einen gab ich dem Jungen. „Ob die Sorte wohl schmeckt?“ fragte ich freundlich. Der Junge aß den Apfel hastig und voller Heißhunger. In drei Bissen hatte er ihn verschlungen. Er leckte sich die Lippen danach und schien nun etwas zugänglicher zu sein. „Wo wohnst du eigentlich?“ fragte ich ihn dann. — „Sonst noch irgendwelche Wünsche?“ — „Vielleicht hier in der Nähe?“ — „Wo, hier in der Nähe?“ fragte er gereizt. „Sehen Sie nicht, daß hier in der Nähe nur Bootschuppen und Lagerhäuser sind?“ Ich kümmerte mich nicht um seine Naseweisheit und fragte weiter: „Gehst du noch zur Schule?“ — „Womit kann ich sonst noch dienen?“ — „Mit nichts, ich fragte nur.“ — „Fragen Sie eigentlich zum Zeitvertreib?“ Sein Gesicht verzog sich nach Jungenart zu einem frechen Grinsen. — „Ja, zum Zeitvertreib.“ Darauf schwiegen wir wieder. Der Junge klemmte die Angelrute zwischen seine Knie und rieb sich die Hände. Denn die Sonne war inzwischen untergegangen, und ihn fröstelte am ganzen Körper. Schließlich sagte er langsam: „Man kann doch nicht sein ganzes Leben zur Schule gehen.“ „Natürlich nicht!“ stimmte ich ihm bei. „Wie alt bist du?“ — „Alt?“ — „Ja, natürlich.“ — „Na, so verdammt alt bin ich noch nicht. Ich werde bald 15.“ — Ach so, und du wohnst

zu Hause, nicht?“ — „Nein, das nicht. Aber auf dem Kirchhof schlafe ich auch gerade nicht.“ — „Sind deine Eltern tot?“ — „Pssst! Ruhig jetzt. Da, wie der beißt. Ha, jetzt ist er dran. Mahlzeit! Endlich bist du doch noch gekommen.“

Der Junge zog den widerspenstigen Barsch aus dem Wasser. Seine Augen leuchteten vor Freude. Er löste den zappelnden Fisch vom Haken, steckte ihn in eine Papiertüte und wählte einen neuen Köder aus. Er war richtig übermütig, als er die Schnur wieder ins Wasser warf.

„Seid ihr viele Kinder“, fragte ich nach einigen Minuten. — „Nur ich und meine Schwester.“ — „Arbeitet sie irgendwo?“ Er schwieg. „Darf man dich nichts fragen?“ — „Warum nicht, fragen Sie nur, soviel Sie wollen.“ „Wann starb deine Mutter?“ — „Vor einem Jahr!“ — „Und dein Vater?“ — „Der ist gefallen. Er war ein anständiger Kerl, hat weder getrunken noch herumgeludert und gutes Geld verdient. Er war Automechaniker. Wenn er noch leben würde, dann würde es uns anders gehen. Armer Vater.“ Der Junge seufzte und blickte trübsinnig auf seine Angel ins Wasser. Es wurde allmählich dunkel, und er zitterte vor Kälte. Plötzlich wurde er unruhig. Ein Polizist kam mit schnellen Schritten auf die Brücke zu und musterte ihn mißtrauisch. „Hör' mal, junger Mann, ist dein Name Risto Mäkelä?“ Die blauen Lippen des Jungen zitterten. Er tat so, als ob er die Frage nicht gehört hätte, zog mit gelassener Miene die Angel ein und sagte unvermutet zu mir: „Papa, nimmst du vielleicht die Angel, dann nehme ich die Fische.“ Der Polizist sah mich verlegen an und stotterte eine Entschuldigung: „Ich wußte nicht, daß es Ihr Sohn ist. Ich suchte nur einen Schlingel mit Namen Risto Mäkelä. Seine Schwester hat gestohlen, und er selbst ist aus einem Erziehungsheim entlaufen und soll hier herumbetteln.“

Als der Polizist sich entfernt hatte, sah mich der Junge ängstlich und unsicher an. „Verzeihen Sie bitte“, sagte er mit zitternder Stimme. „Ich wollte nichts Schlechtes tun. Aber es war so fürchterlich in dem Heim.“ — „Wo wohnst du denn jetzt?“ fragte ich. — „Nirgendwo. Elvi hat so wenig Platz.“ — „Aber ich will nicht zurück ins Heim.“ — „Sie dürfen auch meine Angelrute behalten, wenn Sie mich gehen lassen.“

„Ich will deine Angelrute nicht haben“, antwortete ich halb gerührt und halb ärgerlich. „Und ich werde dich auch nicht anhalten. Meinetwegen kannst du gehen, wohin du willst.“ Ich gab ihm die Angelrute zurück und empfing dafür einen dankbaren Blick. „Sie sind ein anständiger Kerl, ein wirklich anständiger Kerl, fast wie mein Vater. Ebenso anständig, fast noch anständiger!“ Seine Stimme zitterte leicht. An der Ecke der Linie 5 drehte er sich noch einmal um und winkte mir mit der Hand.

Um Ostern

*Dir ist nicht wohl in deiner alten Haut,
so Schritt vor Schritt,
wenn über dir der frühe Morgen blaut,
den eben jetzt ein Taubenflug durchschnit?
Du möchtest mit? . . .
Wie hoch hinauf, wie lange wird's dich
tragen?
Sieh doch den knospenden Weidenbusch
am Hang,
wie er sich hebt.
Und sieh das Tal in seinem stillen Drang,
wie junges Grün den Boden überschwebt,
an dem es klebt . . .
Wer keine Flügel hat, soll Wurzeln
schlagen!*

Dr. Owlglass

Aus: „Und ewig rollt das Rad der Zeit“. Erschienen in der Nymphenburger Verlagshandlung, München.



STURM IM FRÜHLING



Zeichnung: H. Bausch

Am Sonntag fuhr Georg mit dem Zug aus der Großstadt ins Freie.

In einer kleinen Station stieg er aus. Sein Herz jubelte, als er so unvermittelt die grenzenlos scheinende Erde, hin und wieder von schmalen Schneestreifen noch bedeckt, vor Augen sah. Mild und rein, wie ein Vorschub auf den Sommer, schlürfte sich die Morgenluft. Georgs Körper streckte sich, als befreie er sich von einer unsichtbaren Last. War nicht der Winter vorüber, dieser trostlose Nachkriegswinter in der Millionenstadt? Überhaupt fühlte sich Georg, seitdem er aus dem Krieg heimgekehrt war, nicht wohl in seiner Haut. Vielleicht lag es daran, daß während des Krieges seine Tante Emilie gestorben war, die ihn, den früh Elternlosen, aufgezogen hatte. Wenn es auch in ihrer Wohnung stets nach Mottenkugeln und allerlei verstaubtem Krimskrams gerochen hatte und die Verstorbene ein Herumtreiben auf nachtdunkler Straße und in Lokalen nicht dulden wollte, er hatte sich doch unter ihren altjungferlichen Fittichen bedeutend wohler gefühlt als bei dem Hausmeisterehepaar in Währing, wo er einen ebenerdig gelegenen Raum bewohnte, in dem er jede Nacht schauerlich gefroren hatte.

Doch Tante Emilie und ihr Heim waren unwiderruflich dahin: er stand allein der Lebenssphinx gegenüber. Ein Glück nur war es, daß der Betrieb, wo er als Lehrling das Schlosserhandwerk erlernte, nicht kriegszerstört war. So besaß er ein Dach über dem Kopf und Arbeit für seine jungen Hände; doch was ihm den Winter über als genug erschienen war, befriedigte ihn seit dem Tage, da er vor dem Fabrikfenster plötzlich bemerkte, wie der Schnee auf den Dächern ringsum ins Rutschen geriet, nicht mehr. Immer stärker hatte er das Bedürfnis gefühlt, dem Dumpfen und Drängenden in seiner Brust zu entfliehen und hinauszuwandern vor das dunkle Häusermeer in die klärende Helligkeit der Landschaft hinein.

Er hatte sich diese Wanderung in den Frühling so einfach vorgestellt. Nicht gewußt, daß sein Herz nach den ersten jubelnden Atemzügen ängstlich zu pochen anfangen würde wie das eines kleinen Jungen vor dem Zahnarzt. Dieses unendlich friedliche Bild seiner Heimat erschien ihm seltsam, wie eine Täuschung. Mußte er nicht zwischen den ersten Zeichen des Lenzes auf Tote stoßen, auf solche, die hingemetzelt und verblutet waren — oder im zartgrünenden Waldesdickicht auf ein gespenstiges Haus mit rußgeschwärzten Fensterhöhlen und zersplittertem Tor wie in Rußland, wo er als kaum achtzehnjähriger Arbeitsmann zum Einsatz gekommen war? Es hätte ihm nichts ausgemacht, wenn die Stille, in die er nun geraten, sich plötzlich in Feuer, Rauch, Blut und Gefahr verwandelt hätte.

Georg schritt tapfer vorwärts auf der morastigen Straße und versuchte alle Erinnerungen zu vergessen. Er bemerkte vieles, wobei er stehenblieb oder sich bückte. Die Sonnenkugel war inzwischen höher gestiegen, ihre Kraft nahm merklich zu. Weit und breit, wie auf den Bildern der alten Meister, glänzte das ebene Land, schimmerten dunkle Waldungen.

Einige Fuhrwerke mit Kirchgängern kamen des Weges dahergerollt und Radfahrer mit Rucksäcken, die stürmisch die Pedale traten. Einige Male mußte Georg den Gruß von alten Leuten oder Kindern erwidern, die auf das kleine Sträußchen Frühlingsblumen blickten, die Georg gepflückt hatte und in der Faust festhielt. Gegen Mittag suchte er sich ein trockenes Plätzchen am Waldrand und verzehrte sein Brot. Darauf trabte er wieder weiter in der Sonnenwärme. Seitwärts der Straße leuchtete etwas Buntes hinter einem Strauch hervor. Neugierig lief er hin und entdeckte ein junges Bauernmädchen im Dirndlkleid, das, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, schlummernd im Grase ruhte.

Der Nachmittag fand ihn auf einem warmen Fleck am Wegrand liegend. Georgs Brust war voll frischer Luft, seine Augen gesättigt mit Bildern der befreiten Erde. Und doch fehlte ihm etwas, um ihn restlos zufrieden zu machen an diesem Tag. Morgen würde er wieder hinter dem Schraubstock stehen, eine neue Arbeit in der Hand, und von neuem das Dumpfe und Drängende seiner Natur

fühlen, von dem er gehofft hatte, daß es sich klären würde bei dieser Wanderung in die Natur.

Als Georg aus dem Wald heraustrat, bemerkte er eine langgestreckte dunkle Wolke am Himmel. Er spürte einen Windstoß und mußte eine ganze Strecke seinem ihm vom Kopf fortgerissenen Hut nachlaufen, bis er ihn wieder erwischte. Sturm fegte über das vor wenigen Augenblicken noch regungslose Land; er sang das Lied von Kampf und Freiheit und zwang auf der schutzlosen Straße, sich mit allen Kräften gegen seine entfesselten Gewalten zu stemmen. Aber Georg fühlte Freude dabei; er stieß einen Schrei aus, so laut er nur konnte, und, da ihn doch keiner vernahm, fühlte er sich aller Fesseln ledig.

Ach, Georg wußte plötzlich, warum er diese Wanderung hatte unternehmen müssen: Um klarzuwerden mit sich und einen Entschluß zu fassen — einen heiligen Schwur! Er wird sich nicht wie Tante Emilie zwischen den häuslichen vier Wänden lebendig begraben lassen. Der Sturm brüllte es ihm ins Ohr: Er wird kämpfen, denn es macht frei — und marschieren mit allen, die guten Willens sind, bis alle Schreckensbilder, die ihm den Frühling verdunkeln wollten, endgültig verblaßt sein würden — — —

Am nächsten Morgen stand Georg wieder auf seinem Arbeitsplatz. Die Hand ging ihm leichter zu Willen, denn sein Herz schlug zuversichtlicher. Als er durch das Fenster spähte, bemerkte er, daß der Sturm am Vortag alle Dächer blank gefegt hatte.

Wilhelm Binder

Foto: Archiv

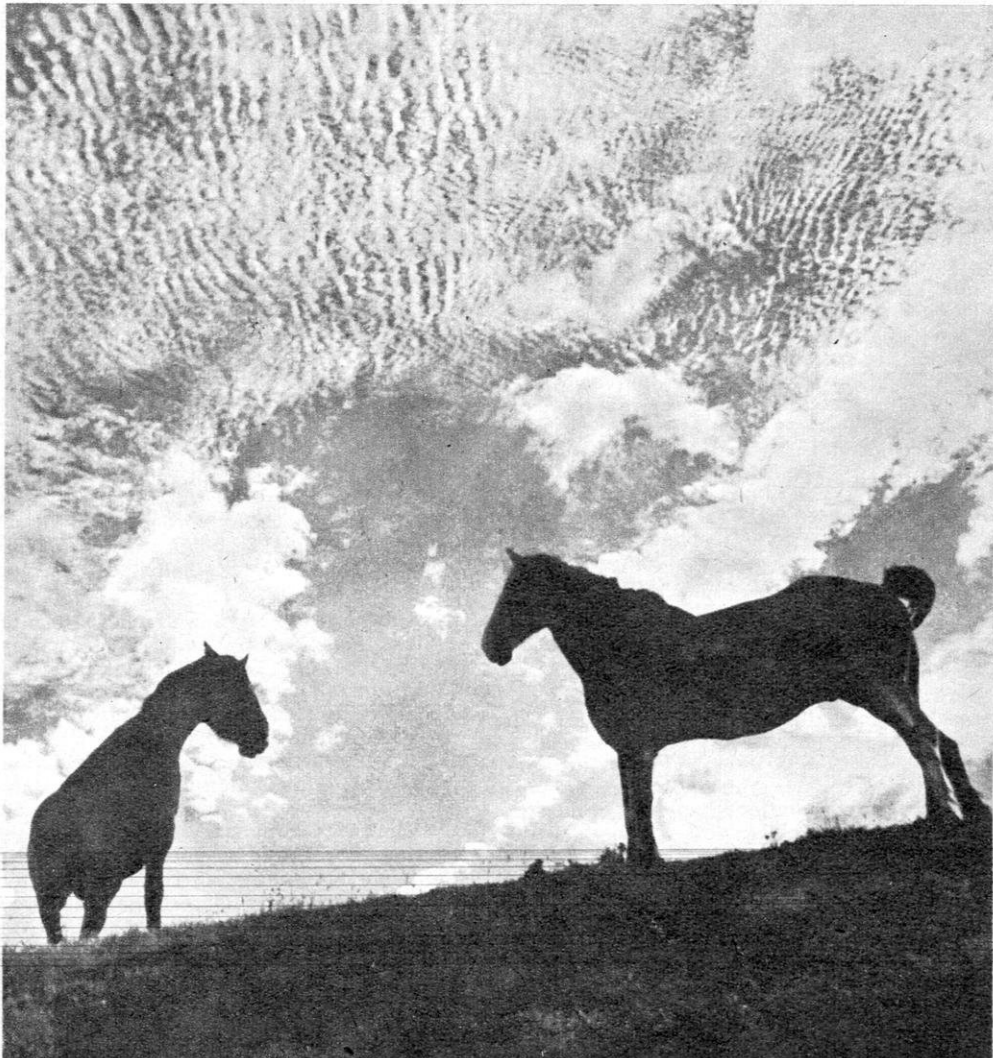




Foto: Storp

Was ist eure Meinung?

GEWERKSCHAFTSJUGEND — JUGENDBEWEGUNG ODER INTERESSENVERTRETUNG?

Die Jugendbewegung sei tot, sagt man. Am 17. Juni 1933 gestorben. Ruhmlos gestorben, sagen manche. Aber das scheint umstritten. Unbestritten aber dürfte sein, daß die Jugendbewegung, wie sie vor 1933 in Erscheinung trat, nicht mehr vorhanden ist. Die zwölfjährige Hitlerdiktatur und die Erlebnisse des brutalsten aller Kriege haben das Gesicht der Jugend gewandelt. Die Probleme, die die deutsche Jugend 1913 auf dem Hohen Meißner zusammenführten, berühren die Jugend von heute nicht mehr. Dafür hat die junge Generation von 1950 Nöte und Anliegen, die der Jugendbewegung der Jahrhundertwende fremd gewesen wären.

Die Jugend von heute zieht nicht zu Felde etwa gegen die „Vergreisung“ ihrer Väter und Erzieher oder gegen die Selbstzufriedenheit und Versumpfung der bürgerlichen Gesellschaft. Ihr geht es um viel realere Dinge. Die sozialen Mißstände, die ausweglose Berufsnot, die mangelhaften Aus- und Fortbildungsmöglichkeiten schreien geradezu nach Abhilfe. Ist es nicht fast selbstverständlich, daß zuallererst die schaffende Jugend diesen Protestschrei aufnimmt, eine Jugend, die nach ihrer Ansicht nicht mehr viel zu verlieren hat? Ist dieses Anrennen gegen die sozialen Mißstände, das Nicht-hinnehmenwollen eines hoffnungslosen Schicksals aber etwa nicht auch eine „Bewegung“? Vielleicht sogar eine Bewegung mit größerer Dynamik als die vergangene Jugendbewegung?

Gewiß, die Impulse sind grundlegend andere geworden. Aber kann man der Gewerkschaftsjugend allein deshalb, weil nicht der Kampf gegen bürgerliche Sittlichkeit und über-tünchte Moral auf ihrer Fahne steht, sondern ihr Motor der Aufstand gegen die Verelendung der schaffenden Bevölkerung ist, den Charakter einer echten Jugendbewegung absprechen? — Oder ist das Wort „Jugendbewegung“ etwa „gesetzlich geschützt“ und von denjenigen „gepachtet“, die einmal Träger dieser Bewegung waren? Dann müßte es aus dem heutigen Vokabelschatz gestrichen werden, und wir hätten ein Ersatzwort zu erfinden. —

Es ist beinahe selbstverständlich, daß sich mit der Zielsetzung einer Bewegung auch

deren Ausdrucksformen wandeln. Das trifft nicht nur für die Terminologie zu, sondern es findet ebenso seinen Niederschlag in der Gestaltung des Gemeinschaftserlebnisses.

Trieb die „Jugendbewegten“ alten Schlags die Luft vermotteter Plüschmöbel und die Atmosphäre ebenso vermotteter gesellschaftlicher Anschauungen in die Unverfälschtheit der Natur, so ist es heute das Bedürfnis, einen Ausgleich zu der nervenfressenden Arbeit in Fabrik- und Büro zu finden, und der Wunsch, durch das gemeinsame Naturerleben ein Gegengewicht zu der beruflichen Beanspruchung zu schaffen.

Diese Seite unserer gewerkschaftlichen Jugendarbeit sollte aber niemals als Selbstzweck oder als Ausgangspunkt angesehen werden, sondern lediglich als Mittel, die zeitweise stark stofflich gebundene Gewerkschaftsarbeit aufzulockern. Es wäre völlig verkehrt, vielleicht aus Bequemlichkeit dort anzuknüpfen, wo die alte Jugendbewegung 1933 aufgehört hat, weil die Voraussetzungen von damals heute gar nicht mehr gegeben sind.

Dieser Hinweis erscheint notwendig, weil auch in unserer gewerkschaftlichen Jugendarbeit Anzeichen dafür vorhanden sind, aus opportunistischen Gründen das „Jugendbewegte“ dem kämpferischen Gedanken voranzustellen.

Der Schwung unserer Bewegung sollte nicht aus Lagerfeuer- oder Wandervogelromantik, sondern aus der Erkenntnis unserer stiefmütterlichen Behandlung im Gesellschafts- und Wirtschaftsleben entspringen. Wenn wir das erkannt haben, wird uns auch bewußt, welche Aufgaben uns als Teil einer Erwachsenenorganisation gestellt sind. Unter der Voraussetzung, daß wir uns als Jugendbewegung ein angemessenes Eigenleben erhalten, ist es uns möglich, dem Gewerkschaftsleben Impulse zu geben, die nur aus der Sphäre einer Jugendorganisation erwachsen können. Gleichzeitig haben wir unseren jungen Mitgliedern die Grundlagen zu vermitteln, die sie befähigen, zu gegebener Zeit als belebendes und verjüngendes Element in der „Erwachsenen“-Organisation aufzugehen.

Ist das Werkheft notwendig?

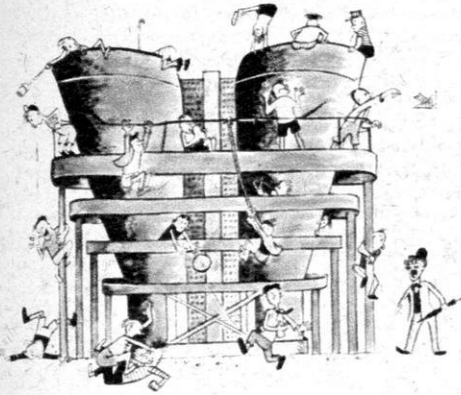
Wahrscheinlich ist nichts so sehr von den Lehrlingen verdammt worden wie das Werkheft. Woche um Woche quält sich der biedere Stift mit dieser lästigen Einrichtung ab, und niemand hat ein Einsehen mit seiner Not. Es ist klar verständlich, wenn ein Junge nicht gerade für diese zusätzliche Arbeit schwärmt. Manchem fällt es auch gewiß schwer, seine durchgeführten Arbeiten zu formulieren. Zeichnen ist auch nicht gerade die starke Seite aller Jungen — und noch vieles andere könnte man in diesem Zusammenhang erwähnen. Doch soll ja der Sinn eines Werkberichtsheftes nicht in der schriftstellerischen Leistung bestehen; es sollen auch nicht zeichnerische Glanzleistungen ermittelt werden. Vielmehr soll dieses Heft klar zeigen, mit welchen Arbeiten der Lehrling im Laufe seiner Lehrzeit betraut worden ist. Es soll den Jungen dazu erziehen, in einfachen Worten das wiederzugeben, was mit seiner vollführten Arbeit zusammenhängt. In den Zeichnungen soll lediglich das enthalten sein, was in reiner Arbeit vorkommt. Komplette Werkstattzeichnungen verlangt keiner.

So soll dieses Heft aber auch den Lehrling zum Beobachten und Einprägen erziehen. Viele Dinge treten täglich an ihn und seinen Gesellen heran. Manches erscheint ihm als das immer Wiederkehrende, vieles aber ist neu. Und dieses Neue soll ja Gegenstand seiner Eintragung werden. Natürlich fällt ihm dieses Verständnis nicht sofort mühelos zu, doch über das „Wieso“ und „Warum“ geben Meister oder Geselle bestimmt Auskunft. Sicherlich gibt es auch Ausnahmen. Schuld daran mag das Akkordsystem sein. Doch gibt es immer die Möglichkeit, beim Meister oder Ausbildungsleiter oder auch beim Berufsschullehrer Erklärungen zu bekommen.

Das Werkheft ist somit eine wertvolle Beigabe der Ausbildung. Hier steht schwarz auf weiß, was der Lehrling bisher gearbeitet hat. Er selbst hat den Vorteil, durch seine Eintragungen zum Beobachten und Wiedergeben „gezwungen“ worden zu sein und kann — wenn die Kladde mit Interesse und Sorgfalt geführt worden ist — ihr auch später immer wieder manches entnehmen.

Und noch ein Grund sollte dem Werkheft mehr Beachtung zukommen lassen: die Facharbeiterprüfung, zu der ein Prüfling ohne sein Berichtsheft nicht mehr zugelassen werden darf. Bei den letzten Prüfungen sahen wir gute und schlechte Aufzeichnungen. Manche zeigten Verständnis und Sorgfalt, viele Unordnung und Unlust. Und das Ergebnis der Prüfung brachte dann auch die verdiente Quittung wegen der Punktebewertung.

Denke also mal jeder Junge daran, daß er in erster Linie für sich lernt und in diesem Zusammenhang auch u. a. sein Werkheft führen muß. Versuche jeder einmal auch Forderungen verstehen zu lernen, denn ohne Forderung entsteht keine Leistung. Und wenn der Lehrling von heute einmal der Facharbeiter sein will und dann — ganz auf sich und sein Können angewiesen — seinen Platz behaupten soll, steht aber vor diesem Stadium ein intensives „Training“, das ohne Kleinarbeit nur Halbheiten zur Folge haben kann. Der Vorsitzende eines Prüfungsausschusses



STICHWORT: HOSENROHR

„Da wir den »Aufwärts« regelmäßig lesen, fragen wir hiermit an, ob Sie einen von den beigelegten Aufsätzen zur Veröffentlichung gebrauchen können.“ Das schrieb uns eine Bauschlosserklassen aus Gelsenkirchen. Es

kommt nicht alle Tage vor, daß man uns gleich vier Aufsätze zur Auswahl ins Haus schickt. Die Bauschlosser erzählten uns von der Besichtigung eines Hosenrohrs. (Schneiderlehrlinge dürfen unbesorgt sein, es handelt sich hier nicht um die Verächtlichmachung männlicher Beinbekleidung.) Das erwähnte Hosenrohr ist aus Blech, 10 m hoch und wiegt 23 000 Kilogramm (wieviel Tonnen sind das?). Es wurde für das Schluchsee-Kraftwerk im Südschwarzwald gebaut. Bei der Anfrage: „... ob Sie einen von den beigelegten Aufsätzen zur Veröffentlichung gebrauchen können“, fühlte sich die Aufwärts-Redaktion zunächst gar nicht angesprochen. Wer ist denn Sie (großgeschrieben)? Wenn ihr einmal nach Köln kommen solltet, um den Dom zu besichtigen, dann versäumt es nicht, auch uns zu besichtigen. Ihr werdet dann schon selber sehen, daß wir keine Sies sind.“ Wir zeigen euch auch gern unseren Manuskriptberg. Er ist zwar nicht so hoch wie der Kölner Dom oder euer Hosenrohr, aber immerhin veranschaulicht er, warum wir eure Aufsätze nicht drucken können.

STICHWORT: ÜBERSCHUSS

„Die Delegierten der 19 000 jugendlichen Gewerkschaftsmitglieder Groß-Duisburgs wählten ihren neuen Jugend-Ortsausschuß. Leider mußte man auch hier, wie sooft bei solchen Gelegenheiten, feststellen, daß der Prozentsatz der weiblichen Delegierten absolut nicht der Tatsache des Frauenüberschusses entspricht“, schrieb eine Kollegin an den Anfang ihres Berichtes über die 5. Jahresdelegiertenkonferenz der Duisburger Gewerkschaftsjugend. Ist es nicht bemerkenswert, daß sie, bevor sie die vorbildliche Arbeit der Duisburger würdigt, den geringen Prozentsatz der Delegierten kritisiert? Ein Hamburger Jugendfunktionär sagte in der vorigen Woche, daß man in Zukunft sehr vorsichtig sein müsse, wenn man Berichte über die Jugendarbeit an den »Aufwärts« schickt, „weil die Redaktion immer ein Haar in der Suppe findet“. Nun stimmt das nicht ganz. Wenigstens sollte keine Gruppe Hemmungen haben, vertrauensvoll ihre Berichte

an den »Aufwärts« zu schicken. Natürlich werden wir unter »Stichwort« so kritisieren, wie wir es schon in den letzten beiden Nummern gemacht haben, weil den meisten Gruppen die Selbstkritik fehlt.

Wenn die Duisburger Kollegin feststellt, daß trotz des Frauenüberschusses nur sehr wenige weibliche Delegierte (wieviel waren es genau?) als Vertreter der 19 000 jugendlichen Gewerkschaftsmitglieder auf der Konferenz anwesend waren, dann lohnt es sich, daß man sich mit diesem Mißstand beschäftigt und einmal untersucht, warum der »Überschuß« zu kurz kommt. Der »Aufwärts« wird demnächst einen Beitrag dazu liefern, in dem festgestellt werden soll, warum die Mädchen noch Hemmungen haben, „auf den Tisch zu schlagen“. Das Wort »Frauenüberschuß« scheint eine bürokratische Erfindung zu sein. Eigentlich sollte es »Männermangel« heißen. Warum, überlegt selbst einmal.

Der Duisburger Kollegin freundlichen Dank für den anschaulichen Bericht und die Selbstkritik.

STICHWORT: TUMOR

Tumor ist nicht der Vorname eines balkanischen Räuberhauptmannes, sondern die medizinische Bezeichnung für einen »Mörder«, der sich im menschlichen Organismus ansiedeln kann. — Heinz Schwickart, Jugendfunktionär der Gewerkschaftsjugend Heidelberg, schickte dem Aufwärts einen ausführlichen Bericht über die Besichtigung des Krebsinstitutes der Universität Heidelberg. Bei der Lektüre des Manuskriptes mußte sich die Redaktion in geistige Unkosten stürzen, denn der Kollege Schwickart — er muß ein hochintelligenter Junge sein — hatte seine Berichterstattung so ernst genommen, daß fast ein medizinisch-fachwissenschaftlicher Aufsatz daraus wurde. Hier ist eine Kostprobe: „... eine tetrapolare Mitose einer Tumorzelle...“ — Genügt das schon? Es muß allerdings dazu gesagt werden, daß er die vielen Fremdworte am Anfang seines Berichtes gewissenhaft verdeutscht hatte. Aber trotzdem glauben wir, daß der Durchschnitt unserer Leser solch einen Beitrag — so wertvoll er ist — nicht verdauen kann. Lest einmal als Muster für einen »schmack-

haften« naturwissenschaftlichen Artikel: Kristallisierter Schreck im vorigen Aufwärts.



Dieser Tage traf ich in der Straßenbahn zwei Männer in erregtem Wortwechsel miteinander. Obwohl ihr hitziges Thema nur private Dinge behandelte, waren alle Fahrgäste aufmerksam daran beteiligt. Einige legten sich behaglich in ihre Ecken zurück, um auch einen rechten Genuß an der Sache zu haben. Wie gesagt, es waren recht belanglose Dinge, die da in Siedetemperatur behandelt wurden. Dem Anschein nach waren beide Mitglieder eines Vereins, eines Kegelklubs, eines Gesangsvereins oder was weiß ich?, das war nicht recht herauszuhören. Sicher aber schien, daß beide als gute Patrioten von der Wichtigkeit ihres Vereins überzeugt waren. Uneinig waren sie sich allerdings darüber, ob man die bevorstehende Jubiläumsfeier so oder so aufziehen sollte. Und das geschah mit Dampf. Ab und zu brachte man sich einige glitscherige Komplimente, um dann ihre Kämme verstärkt anschwellen zu lassen. Im stillen dachte ich mir: Ha, es müßte doch gelacht sein, wenn ihr nicht beide recht behalten würdet. Aber o weh!, es kam anders, als der vergnügte Hörer dachte. Schließlich war nämlich einer der beiden ob einiger anzüglicher Brocken des anderen beleidigt. Die Puste oder die Spucke, wie man so zu sagen pflegt, schien ihm dabei wegzubleiben, und er hüllte sich in resigniertes Schweigen. Als sie ausstiegen, gingen sie entzweiter Wege in gleicher Richtung weiter. Die übrigen Fahrgäste schüttelten die Köpfe und tuschelten vergnügt miteinander. Wie dem auch sei, diese Situation gab mir Anlaß, ein wenig ernsthafter über verschiedene Dinge nachzudenken. Wenn der Fall auch kraß genug war, nur Heiterkeit bei den Unbeteiligten auszulösen, können wir uns doch beileibe keinen Pharisäermantel umhängen und so tun, als wären wir doch ganz anders. Kranken wir nicht alle mehr oder weniger an einem gleichen Symptom? Wer bringt denn heute noch die Vernunft auf, ich betone die Vernunft, seinen Mitmenschen so gelten zu lassen, wie er ist, mit all seinen Meinungen, seinen Bedürfnissen, seinen Fähigkeiten oder Unfähigkeiten, seinen Anlagen? Wer bringt die Gelassenheit auf, zu dem andern dort ja zu sagen, auch wenn er ganz und gar anders ist als er selbst. Goethe sagte einmal: „Die wenigsten Menschen lieben an dem andern das, was er ist. Nur das, was sie ihm leihen, sich, ihre Vorstellung von ihm lieben sie.“

Man müßte einmal in der Haut eines anderen gesteckt haben, um maßvoll und verständnisvoller seinen Mitmenschen gegenüberzutreten. Es liegt nahe, eine Parabel hierzu in der Natur zu finden, eine Parabel, in der Blumen, Sträucher und Bäume sprechen können, und der Kirschaum dem Apfelbaum vorwirft: „Ich verstehe nicht, wie du solche Früchte bringen kannst, so dick, warum nicht zierlicher, so häßlich gelb, warum nicht rot, und erst recht: warum so spät? Du bist ein sonderbarer Mensch, Verzeihung, Baum. Ich verstehe nicht, wie du sooo sein kannst. Kommt, ihr lieben Kirschaum, wir wollen unter uns bleiben. So darf man nicht sein. Die Apfelbäume sind doch komische Gesellen!“ Nun, sie können nicht sprechen, sondern wachsen und erfreuen uns alle in ihrer Vielfalt. Wir Menschen gehören auch zur Natur, aber wir bringen die einfachste Regel nicht fertig, weil wir einen, ach so gesunden Menschenverstand haben. Wir sind in der Gewerkschaft aus allen Weltanschauungen vertreten. Das ist eine Leistung, die zu begrüßen ist. Wenn wir aber nicht im Privaten schon, jeder für sich, auf der ganzen Linie anfangen, den andern maßvoll anzunehmen, werden wir im gewerkschaftlichen Raume Zwitternaturen bleiben, die mithilfe, eine große Sache wurmstichig zu machen.

Männer am Rande

Kennt ihr ihn überhaupt? Habt ihr ihn schon beobachtet, wenn er hinter der Torlinie steht, manchmal etwas nervös an seiner Zigarré kaut, oder wenn er die Seitenlinie eines Fußballplatzes auf und ab schreitet? Auf und ab... immer da, wo gerade der Ball gespielt wird. Oder der in der Ecke des Boxers aufmerksam jede Aktion seines Schützlings oder die seines Gegners verfolgt. Der Mann, der beim Sechstagerennen nicht von der Koje seiner Jungs wegzudenken ist. Der Mann, der, mit einer Unzahl von Stoppuhren bewaffnet, scheinbar gleichgültig, doch in Wirklichkeit fieberhaft gespannt auf jede Ansage des Streckenbeobachters achtend, an der Box seines Fahrers am Start und Ziel bei großen Auto- und Motorradrennen todsicher zu finden ist? Ich weiß, ihr habt ihn schon gesehen, aber ich weiß auch, daß ihr euch vielleicht noch gar keine Gedanken darüber gemacht habt, wie wichtig dieser Mann ist und wie entscheidend er manchmal in das sportliche Geschehen eingreifen kann.

Die Taktik ist's, die oft entscheidet

Denn es ist ja so, da, wo zwei gleichwertige Gegner aufeinanderstoßen — ganz gleich, ob es im Einzelkampf oder im Mannschaftstreffen ist —, wird der gewinnen, dessen Taktik die bessere ist. Sei es, daß sie vorher geplant und sich im Kampf als richtig erwiesen hat, oder sei es, daß sie vom Mann am Spielfeldrand rechtzeitig geändert wurde. Oder glaubt ihr, wenn der 1. FC Nürnberg gegen Fürth oder Schalke 04 gegen Borussia Dortmund spielt, daß man einfach munter drauflos spielt? Dann seid ihr aber auf dem Holzweg.

Jeder weiß, was er zu tun hat. Jeder spielt nach genauer Anweisung, die er vorher erhalten hat. In langen Beratungen ist der Schlachtplan aufgestellt und diskutiert worden. Da hat Fritz Szepan, der Trainer von Schalke 04, den Verteidiger Matzeck und den Läufer Dargaschewski todsicher darauf aufmerksam gemacht, wie gefährlich der rechte Flügel der Dortmunder mit Erdmann/Preibler besetzt ist. Und er hat bestimmt seinen Halblinken gewarnt, daß er nur ja Max Michallek im Auge haben muß, weil der sich gerne als sechster Stürmer in den Angriff



Der Trainer flüstert dem Boxer in seiner Ecke die letzten Ermahnungen ins Ohr. Foto: W. Dick

einschaltet. Ebenso sicher hat „Bumbas“ Schmidt dem erfahrenen Kennemann eingetrichtert, dem Fürther Rekordtorschützen Schade auf Schritt und Tritt zu folgen.

Doch mit Abwehrmaßnahmen allein kann man kein Spiel gewinnen, man muß auch daran denken, wie man die Deckung des Gegners aufrollen kann. Man muß seinen schwachen Punkt finden!

Seht... und gerade den kann man nicht immer vorher genau kennen. Der ergibt sich meist erst während des Spiels. Die Tagesform einzelner Spieler ist hier entscheidend. Entdeckt der Mann am Spielfeldrand eine gegnerische Schwäche oder kann er beizeiten eine Lücke in seiner Reihe durch Umstellungen schließen, so hat er seiner Elf schon einen Vorteil verschafft, der meist auch die Entscheidung zugunsten seiner Mannschaft oder seines Schützlings bedeutet. Das tat zum Beispiel „Bumbas“ Schmidt, als er sah, daß der verletzte Halbrechte Michallek seinem VfR-Außenläufer im Tempo nicht mehr folgen konnte. Er ließ ihn offensiv spielen, wodurch seine schärfste Angriffswaffe — der Flügel de la Vigne/Langlotz — entscheidend ins Spiel kam. Der Erfolg, VfR Mannheim gewann die Deutsche Fußballmeisterschaft 1948/49, und der Favorit Borussia Dortmund verlor, trotzdem er noch 7 Minuten vor Schluß 2:1 führte!

Hier trägt man nicht den siegreichen Sportler auf den Schultern, sondern den erfolgreichen Trainer Schmidt, der im vorigen Jahr den VfR Mannheim zur Deutschen Meisterschaft führte. Foto: dpa



Eine Weltmeisterschaft war der Lohn

Laßt mich ein anderes Beispiel anführen, das der deutschen Wasserballsieben 1928 die Weltmeisterschaft einbrachte. Es war an dem Tag vor dem Endspiel. Unsere Jungen hatten sich schon die Teilnahmeberechtigung durch einen Sieg über Englands Nationalmannschaft erkämpft, und vor uns im Becken des Olympischen Schwimmstadions in Amsterdam stritten die beiden alten Rivalen Frankreich und Ungarn darüber, wer gegen uns antreten würde. „Uns“, das war der Standardverteidiger Otto Cordes vom Hellas Magdeburg und ich. Padou, der alte Wasserballkönig, hatte soeben ein Tor erzielt, und die Franzosen führten 1:0.

„Mensch, Otto“, sagte ich, „wenn die Ungarn verlieren würden.“ „Hoffentlich nicht“, antwortete der Lange und fügte ob meines erstaunten Gesichts erklärend hinzu: „Wir spielen lieber gegen die Ungarn. Sieh, diese sind haushohe Favoriten, und darauf haben wir unsere Taktik abgestellt. Wir wollen und wir werden gewinnen.“

Am anderen Tage sah ich, was Otto gemeint hatte. Die deutsche Taktik ging darauf hinaus, die Ungarn zu ermüden und vor allem den ersten Ansturm der Madjaren aufzufangen, was ihnen zwar nicht ganz gelang. Immerhin, die sieggewohnten Ungarn führten bei Halbzeit nur 2:0 und ahnten nichts Böses. Aber dann ging's los. Auf der Gegenseite war der linke Verteidiger Homonay 2 der Mann, der die Angriffe der Ungarn vortrug, und gegen ihn spielte der deutsche Langstreckenmeister Aki Rademacher, ein Bruder des berühmten Weltrekordschwimmers Ete, der im Tor stand. Wieder hatte der Ungar einen Durchbruch unternommen, und sofort war Aki im Gegenstoß auf und davon. Homonay holte ihn ein und ging wieder ab. Aki ließ nicht locker, erkämpfte sich den Ball, um seinerseits wieder abzuhaufen. Fünf- oder sechsmal wiederholte sich das Spiel, dann war der Ungar alle, Aki geht auf und davon, und seine Vorlage kann Bähre zum 1:2 verwandeln. Und kaum ist das Spiel wieder im Fluß, da wiederholt sich haargenau das Geschehen, nur daß diesmal Amann das Tor und damit den Ausgleich erzielte.

Die Verlängerung entschied

Die notwendige Verlängerung kam, und eine ungeheure Spannung hatte sich unter den Tausenden von Zuschauern ausgebreitet. Sollte Deutschland wirklich... Und wieder änderten die Deutschen ihre Taktik. Diesmal war Cordes der Mann, welcher... Wie der Blitz löste er sich von seinem Mann, und Torhüter Rademachers Vorlage kam auf Zentimeter genau vor seinen Kopf. Ein kurzes, rasend schnelles Dribbling... ein Blick zur Orientierung... und schon sauste sein Schuß aus 15 Meter Entfernung aufs Tor. Verzweifelt schnellte Ungarns Torhüter hoch... aber in die verkehrte Ecke. Der Ball hatte Effet, und kurz vor seinem Ziel veränderte er seine Richtung... landete haargenau im anderen Torwinkel.

Das war der Sieg, die Ungarn gaben auf. Am Ende stand es 5:2 für unsere Sieben. Die richtige Taktik hatte den stolzen Erfolg über den an sich besseren Gegner ermöglicht.

Ich könnte noch viele Beispiele anführen. Etwa das von Joe Louis, der in seiner Revanche mit Schmeling darauf ausging, eine Blitzentscheidung herbeizuführen, da er genau wußte, daß Max ein langsamer Starter ist. Oder das Ans-Netz-Locken der Tennispieler, um den Gegner zu überspielen. Die Verschleppungstaktik der Flieger, die angewandt wird, um dem Gegner die Spitze aufzuzwingen. Fest steht in jedem Fall: Taktik wird, richtig angewandt, immer dem, der sich nicht nur auf Kraft, Schnelligkeit oder Geschicklichkeit verläßt, Vorteile bringen. Vorteile, die meist entscheidend sind.



Motor-Fahrrad im Kleiderschrank

Bisher konnte man nur Taschenmesser oder Liegestühle zusammenklappen. Das ist aber heute nichts Besonderes mehr. Ein kluger Mann, der die Vorteile des Zusammenklappens erkannt hatte, strengte sein Gehirn an. Und siehe da: Nachdem er vergeblich versuchte, ein zusammenlegbares Auto zu erfinden, das man des Nachts in die Badewanne stellen kann, kam ihm die Idee, ein Motor-Fahrrad für ausgewachsene Menschen zu konstruieren, das sich bequem im Kleiderschrank unterbringen läßt. Das zusammenlegbare Wunder wiegt 17 kg und ist mit einem Dieselmotor ausgerüstet, der auf 100 km die bescheidene Menge von 0,6 Liter Treibstoff frißt. Die Erfindung kostet ohne Kleiderschrank 260 DM.

★

In Amerika ist angeblich eine neue Zahnbohrmaschine erfunden worden. Es wird aber berichtet, daß die Patienten unerklärlicherweise wenig Sinn für diesen technischen Fortschritt gehabt hätten. Die Neuerung besteht nämlich darin, daß sich bei einer Zahnbehandlung nicht mehr der Bohrer, sondern der Kopf des Patienten dreht. — Was sagt man dazu, wenn ein Friseurmeister in Frankfurt die umgekehrte Erfindung machte? Er mechanisierte das Zahnputzen. Keine ermüdenden Handbewegungen mehr, ein Druck auf den Knopf, und das Zahnkulturgerät fängt an zu schnurren. Nun wird aber auch berichtet, daß ein Modell mit Handantrieb in den Handel kommen soll. Ja, wo bleibt da die Arbeiterleichterung? — Ach so, auf der Gebrauchsanweisung steht auch nur: Ein besonders sorgfältiges Entfernen von Speiseresten und Fäulnisregnern zwischen den Zähnen ermöglicht

die rotierende Zahnbürste



Fotos: Dpa

Zeltlager und Jugendkriminalität

Wie sehr der Herr Staatsanwalt mit seiner Behauptung, „Die Zeltlager seien Brutstätten sittlicher Verkommenheit“, die Jugendorganisationen insgesamt, die ja alle Veranstalter und Träger der Zeltlager sind und sich dabei der Unterstützung der Behörden und der Besatzungsmacht erfreuen, verleumdet, möge nachstehendes Beispiel aus der Praxis beweisen.

Das Jugendamt Neumünster führte im Verein mit den Sportvereinen 1946 in der Nähe von Neumünster ein Zeltlager mit insgesamt 1350 Teilnehmern durch. Teilnehmer und Leitung des Lagers waren von dem Ergebnis so begeistert, daß sie sich zu einer Zeltlagergemeinschaft zusammenschlossen und seitdem alljährlich unter Aufsicht des Kreisjugendpflegers ein Lager an der Ostsee mit durchschnittlich 2500 Teilnehmern und 1000 Wochenendgästen im Alter von 10 bis 25 Jahren aus allen Kreisen der Bevölkerung durchführten und auch in Zukunft durchführen wollen. Die Ein- und Unterordnung der Jugend — ohne Lager und Polizei — war mustergültig. Was jedoch das Erstaunlichste war: In den vier Jahren ist bei insgesamt 11 350 Lagerteilnehmern, die durch Kriegseinwirkungen, Hitlerjugend und das schlechte Beispiel der Erwachsenen in der Nachkriegszeit alles andere gelernt haben, als auf dem Pfad der Tugend zu wandeln, kein Diebstahl vorgekommen, weder innerhalb noch außerhalb des Lagers.

Jugend und Zeltlager gehören zusammen. Das Zeltlager kommt dem Hang der Jugend zur Romantik, ihrem Drang, sich zu betätigen und etwas zu erleben, entgegen. Gleichzeitig dient es der Erziehung zum Gemeinschaftsleben. Wenn es noch keine Zeltlager geben würde, müßten sie schleunigst im Interesse der Jugend erfunden werden. Josef Weiß, Kiel.

Thema Studentenverbindungen

Ihr Artikel in Nr. 5 „Oh, alte Burschenherrlichkeit“ kann nicht unwidersprochen bleiben. Die Art und Weise, mit der in zunehmendem Maße in Presseveröffentlichungen gegen das studentische Verbindungs-wesen Stellung genommen wird, ist als intolerant abzulehnen.

Die katholischen Studentenverbindungen wehren sich entschieden dagegen, mit dem Waffen- und Korpsstudententum in einen Topf geworfen zu werden. Sie sind aus ganz anderer geschichtlicher Situation und mit völlig anderen Zielsetzungen entstanden als die waffenstudentischen Verbindungen.

Wir tagen nicht hinter „gut verschlossenen Türen“. Unsere Prinzipien sind gemeinschaftsverpflichtend im Bewußtsein der gegebenen Verantwortung jedes einzelnen. — Die katholischen Studentenverbindungen wollen auf Grund ihrer geschichtlichen Bewährung und ihrer Gegenwartsarbeit als wertvolle Einrichtungen der akademischen Jugend anerkannt werden.

Was die Forderung betrifft, daß die Verbindungen den Gedanken des Sozialismus in sich aufnehmen sollen, möchte ich dazu aus eigener Erfahrung sagen: In meiner Bonner Korporation gehören ernsthafte Gespräche und Diskussionen um diesen Gedanken zum festen Programm unserer Arbeit.

Wir lassen uns das Recht nicht nehmen, studentisches Brauchtum zu pflegen und überkommene Sitten — nicht Unsitten — hochzuhalten. Nehmen wir den jungen Menschen die Freude an Spiel und Farbe, jenes „Sich-begeistern-Können“ für das Irrationale des Lebens, dann könnte es einmal sein, daß sie auf weit schlimmere Gedanken verfielen. Auch die Studenten nehmen für sich das im Grundrecht garantierte Recht auf Vereinigungsfreiheit in Anspruch.

Meine Stellungnahme entspringt dem Wunsche, daß unsere gemeinsame Aufgabe und Arbeit nicht erschwert werde, denn auch meine Auffassung ist: „Die Akademiker werden nicht mehr so sehr als bevorzugter Stand gewertet, sondern als geistige Elite aller Schaffenden, die erhöhte Verantwortung zu tragen haben.“ Günther Böing, Bochum.

Mit dem Spatengriff fing es an . . .

Rundfunk und Presse propagieren in letzter Zeit immer häufiger die Wiedereinführung des Freiwilligen Arbeitsdienstes. Man versucht uns einzureden, daß man mit dieser Maßnahme der Erwerbslosigkeit der Jugendlichen entgegenzutreten kann. Wir sind aber der Ansicht, daß man mit einem Arbeitsdienst weder die Erwerbslosigkeit beseitigen noch der Verwahrlosung der Jugendlichen Einhalt gebieten kann. Ein Arbeitsdienst ist niemals freiwillig, da die Jugendlichen sich auf Grund ihrer schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse gezwungen sehen, ihm beizutreten, um Verpflegung, Bekleidung und Unterkunft zu haben.

Vor 1933 ist der gleiche Weg beschritten worden. Mit dem Spatengriff fing es an, auf den Schlachtfeldern endete es. Immer wieder spricht man von der Aufstellung einer westdeutschen Armee unter westalliiertem Oberbefehl. Wir, die deutsche Jugend, wollen uns aber nicht noch einmal für imperialistische Ziele mißbrauchen lassen und wünschen nichts sehnlicher, als mit allen Völkern in Frieden und Freundschaft zu leben. Darum fordern wir die Einrichtung von Lehrlingswerkstätten für die schulentlassene und erwerbslose Jugend, den Bau von Jugendheimen, die Durchführung einer demokratischen Schulreform sowie den Abschluß eines fortschrittlichen Jugendschutzgesetzes.

Gewerkschaftsjugendgruppe der Glaswerke Ruhr AG., Essen-Karnap.

Jugendnot in Westdeutschland

Nach der „Statistischen Rundschau“ für das Land Nordrhein-Westfalen sind im Jahre 1948 allein in Nordrhein-Westfalen rund 12 300 Jugendliche in ordentlichen Verfahren vor den Jugendrichtern gestellt und abgeurteilt worden. Etwa ein Viertel dieser Jugendlichen war noch keine 16 Jahre alt. 6712 Jugendlichen wurde einfacher und schwerer Diebstahl zur Last gelegt, so daß man ohne weiteres sagen kann, die schlechten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse haben diese jungen Menschen zu der Übertretung des Gesetzes gebracht. — Was wird mit den Jugendlichen, wenn sie ihre Strafe verbüßt haben? Die Vergangenheit hat gezeigt, daß ein großer Teil wieder rückfällig wurde, weil die Aussichten, ein neues Leben zu beginnen, zu gering sind. Das ist das Schicksal von einer halben Million Jugendlichen ohne Beruf, ohne Wohnung und ohne Zukunft. Hier nutzen keine Gespräche mehr, hier müssen endlich Taten folgen!

Der Deutsche Gewerkschaftsbund und andere Stellen haben bereits erkannt, daß nur die Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse einen wirklichen Ausweg aus dieser Not mit sich bringt. Darum wird die Gewerkschaftsjugend als die Vertreterin der schaffenden Jugend nicht irgendwelchen Notlösungen („Jugendaufbauwerk“ oder „Jugenddienst“) zustimmen, sondern ganz entschieden ihre Forderungen nach dem Mitbestimmungsrecht in der Wirtschaft und in den Betrieben, einem neuen und der heutigen Zeit entsprechenden Jugendarbeitsschutz- und Berufsausbildungsgesetz und schließlich nach Vollbeschäftigung erheben. Alles andere ist nur ein Herumoperieren, das die Not der Jugend niemals beseitigen wird. Gewerkschaftsjugend Solingen.

Schon wieder . . . ?

Es scheint uns fast unverständlich und paradox, wenn heute dasselbe Ausland, das vor wenigen Jahren Deutschland allen Militarismus bis zum letzten Kriegerverein und der letzten Knallerbse verboten wollte, jetzt darum wirbt, in den verschrienen „Preußen“ einen brauchbaren Bundesgenossen für kommende Zwischenfälle zu finden. Ist es tatsächlich schon wieder so weit? Vergessen die Politiker so schnell, was sie einmal als unwiderrufliche Grundsätze aufstellten? Wir wollen uns darüber nicht den Kopf zerbrechen, sondern statt dessen versuchen, weiterhin standhaft allen verführerischen Angeboten die Antwort zu erteilen, die sie verdienen. Wenn wir uns an das erinnern, was eben erst hinter uns liegt, dann wird es nie schwerfallen, die rechte Entscheidung zu treffen. Zahlen allein könnten eindringlich genug mahnen, Worte reichen hier nicht mehr aus. Zahlen, die mehr Geschichte geschrieben haben, als es Bände voller tönender Schlagwörter vermöchten. Und Zahlen, die jeden, der miterlebte, wie sie diktiert wurden, zum Nachdenken zwingen.

Von den Jungen wie du und ich, von denen, die 1924 geboren wurden, sind unter 100 noch 37 am Leben und ohne schwere Verletzung geblieben, 23 blieben irgendwo draußen im Krieg, gefallen, gestorben, vermißt . . . Jeder fünfte wurde mitten herausgerissen aus seinem jungen Leben, jeder dritte zum Krüppel verstümmelt, ein Leben lang, und niemand weiß recht wofür.

Man hat lange gebraucht, um herauszufinden, daß die Kriegsverluste für unseren Erdteil 13,75 (in Worten dreizehnkommaebenfünf) Millionen betragen, wovon 8,1 Millionen Zivilisten waren. Für die Gesamtverluste Westdeutschlands durch den Krieg hat man 4 Millionen ermittelt. Zahlen, die unser Begriffsvermögen schon überlasten. Eine Million . . . ein endloser Zug . . . Vierer-Reihen im Gleichschritt . . . ohne Ende. Jahrelang hat man gerechnet, um diese Zahlen herauszufinden. Sie sind das einzige, was sich ermitteln ließ; denn den Sinn des Krieges wird man nicht wie seine Opfer bestimmen können. Man wird ewig vergeblich danach suchen . . .

Reicht das nicht, noch immer nicht? Wir müssen uns entscheiden, jeder von uns muß sich entscheiden. Ehe es zu spät ist, zu spät, um zu leben. Das erfordert nicht weniger Mut, übrigens, das Ringen um den Frieden! Aber hier dient er zur Erhaltung von Menschenleben, dort vernichtet er sie. Der gleiche Mut. In den Vereinigten Staaten weigerte sich seit Inkrafttreten des neuen Wehrdienstgesetzes über eine halbe Million junger Menschen, Kriegsdienst zu tun. Was treibt auch die dort drüben im Jahre 1948 zu solchem Entschluß? Sie sagen Gewissensgründe. Haben wir nicht auch Gewissensgründe, die nicht weniger schwer wiegen?

Kein Deutscher kann zum Kriegsdienst gezwungen werden. So heißt es im Bonner Grundgesetz. Karl.

Herausgeber: Deutscher Gewerkschafts-Bund. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln, Breite Straße 70, Telefon 7 91 88, 7 92 88. **Schriftleitung:** Hans Treppe, Köln, Pressehaus, Ruf 7 91 88, 7 92 88. **Fernschreiber:** 038/562. **Verlagsleitung:** Heinz Decker, Georg Reuter. Erscheint alle 14 Tage. Bezugspreis vierteljährlich 85 Pfg. zu-züglich 18 Pfg. Zustellgebühr. Bestellung bei allen Postämtern und Jugendfunktionären. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. **Druck:** Kölner Pressedruck GmbH., Köln, Pressehaus, Breite Straße 70.



Vom höchsten Bauwerk der Welt

329 Millionen Menschen besuchten das Empire State Building

Seit dem Jahre 1931 haben fast zehn Millionen Menschen die Observatorien des Empire State Building in Newyork besucht, nahezu 329 Millionen Fahrgäste benutzen seine 61 Aufzüge. Die Instandhaltungskosten beliefen sich auf 74 376 000 Dollar. Die Aufführung des Gebäudes dauerte knapp zwei Jahre. Die Stahlkonstruktion war bereits nach sechs Monaten vollendet, und die Traversen konnten 80 Stunden nach ihrer Fertigstellung in Pittsburgh an der für sie bestimmten Stelle vernietet werden.

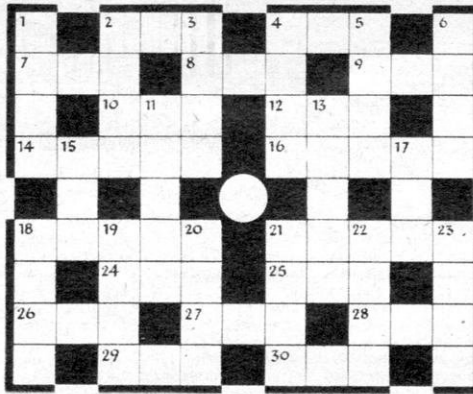
Dank seiner Höhe wurde das Empire Building die Stätte vieler wissenschaftlicher Versuche. Sowohl die ersten Übertragungen mittels Frequenzmodulation als auch Fernsehsendungen wurden von diesem Gebäude aus durchgeführt, und jetzt erhebt sich über dem Ankermast für Luftschiffe die 18 1/2 Meter hohe Fernseh- und Frequenzmodulationsantenne der „National Broadcasting Company“.

Die Fordham-Universität führte auf dem Gebäude Untersuchungen der kosmischen Strahlung durch, Ornithologen studierten die Gewohnheiten von Zugvögeln, Entomologen sammelten 200 Insektenarten in einer Höhe von 300 Meter über dem Erdboden, Astronomen beobachteten die Planetenbewegungen und Meteorologen die Witterungserscheinungen.



Die General Electric Company hat neun Jahre hindurch Blitzbeobachtungen von dem oberhalb des 102. Stockwerks gelegenen Dachgeschoß aus durchgeführt. Dabei stellte man fest, daß der Blitz an ein und derselben Stelle mehr als einmal einschlägt. Das Gebäude wurde im Verlauf eines einzigen Gewitters neunmal vom Blitz getroffen. Es ist selbst ein vollkommener Blitzableiter, da sein stählernes Innengerüst jeden Blitzschlag sicher in die Erde ableitet.

Das Empire State Building ist fast eine kleine Stadt für sich. Die Gebäudeverwaltung allein beschäftigt 225 Angestellte, die für die Reinigung Sorge tragen. Sie verbrauchen täglich 700 Liter flüssige Seife. Sieben gantztägig beschäftigte Fensterputzer halten die 6408 Fenster blank, und 19 Mechaniker sorgen für die Betriebsbereitschaft der Fahrstühle. Einige Männer sind sogar nur zu dem Zweck engagiert, ausgebrannte Glühbirnen zu ersetzen. Insgesamt sind bei der Gebäudeverwaltung 650 Angestellte beschäftigt.



Kreuzworträtsel

Waagrecht: 2. Bibl. Figur, 4. Naturgott, 7. Südafrikan. Antilope, 8. Schweizer Kanton, 9. Zahl, 10. Latein. und französ. Wort für „Nein“, 12. Zeitmesser, 14. Weibl. Vorname, 16. Fluß in Frankreich, 18. Sturmwind, 21. Auslese, 24. Stammutter, 25. Notruf, 26. Klang, 27. Kopfbedeckung, 28. Nebenfluß des Rheines, 29. Gegenteil von lebend, 30. Morgenröte.

Senkrecht: 1. Landwirtschaftl. Gerät, 2. Monat, 3. Künstl. Gummi, 4. Papstname, 5. Röm. Kaiser, 6. Säugetier, 11. Buchformat, 13. Anruf, 15. Soviel wie selten, 17. Mißliche Lage, 18. Männl. Vorname, 19. Engl. Grafschaft, 20. Medizin. Begriff, 21. Europäer, 22. Ägypt. Göttin, 23. Längenmaß.

Schüttele die Wörter!

- Liebe — Sen = Stadt in der Provinz Sachsen
- Rhein — Los = Stadt in Westfalen
- Unna — Elsa = Stadt in der Schweiz
- Ina — Esche = Stadt in Thüringen
- Rain — Dime = Mittagslinie
- Ull — Name = Stadt in Thüringen
- Tran — Ehe = Hauptstadt Persiens
- Zar — Welt = Stadt an der Lahn
- Lamm — Ente = Landschaft im Kanton Bern
- Nain — Ida = Unionsstaat
- Laon — Biss = europäische Hauptstadt
- Lid — Teer = geographische Bezeichnung

Die nebeneinanderstehenden Wörter schüttele man, daß aus ihnen ein neues Wort entsteht von der dabei angegebenen Bedeutung. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben im Zusammenhang ein Sprichwort.

Wer komponierte die Oper...

Carmen?

- Puccini
- Bizet
- Verdi
- Wagner

Der Troubadour?

- Flotow
- Strauß
- Mozart
- Verdi

Der fliegende Holländer?

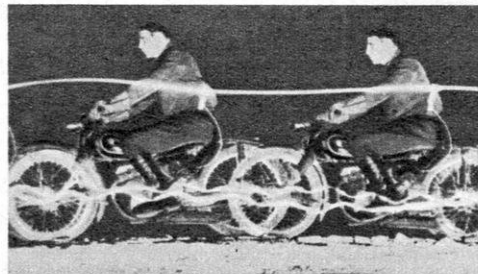
- Wagner
- Mascagni
- Leoncavallo
- Schubert

Martha?

- Smetana
- Puccini
- Flotow
- Furtwängler

Madame Butterfly?

- Rossini
- Tschaikowsky
- Mozart
- Puccini



Was ist das?

Sind Fahrer und Motorräder mit Seilen verbunden, handelt es sich um eine Sensationsvorstellung?

Nein, das interessante Photo entstand bei einer Materialprüfung. An den Vorder- und Hinterradachsen, also an den ungefederten, schwingenden Teilen der Maschine, sind Lampen mit Leuchtschlitzen angebracht. Eine dritte Lampe befindet sich in Brusthöhe der Fahrer. Die weitschwingende „Fahrerlinie“ beweist den ruhigen, erschütterungsfreien Sitz des Fahrers trotz der wilden Stöße, denen Vorder- und Hinterrad auf der schlechten Versuchsstraße ausgesetzt sind.



Welchen Beruf haben die sechs Bewohner dieses Hauses?

Auflösungen aus Nr. 6

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Vase, 4. Akte, 7. Ehe, 8. Ket, 10. Ami, 11. Italien, 14. Defizit, 15. Elfriede, 16. Ar, 18. Eia, 19. Ei, 20. Ia, 21. Leuna, 22. ist, 23. Tor, 24. Mus. Senkrecht: 1. Veronal, 2. Seide, 3. Delirium, 5. Kante, 6. Einheit, 8. Kante, 9. Tizian, 12. Tel., 13. Eid, 17. Rat, 19. Eis.

Wer schrieb? 1. Karl Zuckmayer, 2. Friedrich Schiller, 3. Brüder Grimm, 4. Erich Kästner, 5. B. Travençolo.

Welchen Beruf haben die sechs Bewohner dieses Hauses? Angler, Bäcker, Bergmann, Dachdecker, Postbote, Taucher.

Haifa: Haifa, Aller, Iltis, Feile, Arsen.



„Gefährlicher Verkehr da unten...!“ Zeichn.: Faust